This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

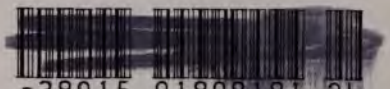
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DD
100
.E73
v.6

Erzieher des Preußischen Heeres

BUHR A


a39015 01809181 2b

Gneisenau

von Oberstleutnant
Friederich

EX
LIBRIS
H.W.

Walter

Geleitwort.

Die Tätigkeit der hervorragenden Erzieher des Heeres für die heutige Generation wirklich fruchtbar zu gestalten, ist das Ziel dieser Sammlung. Sie gründet sich auf die Überzeugung, daß der Erfolg des Heeres, bei aller selbstverständlichen Bedeutung der technischen Schulung, in erster Linie von dem bei der Truppe und den Unterführern herrschenden Geiste und den intellektuellen und moralischen Faktoren abhängt, und daß dieser Geist durch die großen Persönlichkeiten an der Spitze des Heeres gebildet wird.

Die vorliegenden knappen, Volkstümlichkeit anstrebenden, jedoch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einzeldarstellungen wollen die charakteristischen Züge des Wesens und Wirkens jener bedeutenden Männer zeichnen, soweit es für die Entwicklung des Heeres von erzieherischer Bedeutung gewesen ist.

Indem die Lebensskizzen die Bedeutung der Persönlichkeiten für ihre Zeit historisch begründen und daran anknüpfend erkennen lassen, was wir noch heute unmittelbar von ihnen lernen können, streben sie eine vorwiegend ethische Wirkung an: daraus ergibt sich, daß nur die Führer für uns in Betracht kommen, die als sittlich höchststehende Menschen den Idealtypus des preußischen Offiziers entwickelt haben.

Und so behandelt die in zwölf Bänden abgeschlossene Sammlung folgende Männer:

1. Der Große Kurfürst.
2. König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
3. König Friedrich der Große.

4. York.
5. Scharnhorst.
6. Gneisenau.
7. Klausewitz.
8. Boyen.
9. Prinz Friedrich Karl von Preußen.
10./11. Kaiser Wilhelm der Große und Roon.
12. Moltke.

Daß diese Sammlung dem Geiste Moltkes entspricht, dürfen wir aus dessen eigenen Worten in der Rede im Reichstage vom 16. Februar 1874 schließen.

„Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. — Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand hat unsere Schlachten gewonnen."

Hat der große Stratege hierbei auch nicht bestimmte Personen in Auge gehabt, so wissen wir doch, daß der Geist des allgemeinen Erziehers, des Militärstandes, das Werk der Männer ist, deren Wirken in diesen Bänden zu schildern unternommen wurde.

Charlottenburg, Sommer 1905.

v. Pelet-Narbonne
Generalleutnant z. D.

Erzieher des Preußischen Heeres
Hrsg.: Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne

6. Band

Gneisenau

von

R. Friederich
Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab,
Lehrer an der Kriegsakademie.

Berlin W. 35
B. Behr's Verlag
1906

DD
100
E73
v.6

Alle Rechte vorbehalten.

13-424565

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

I. Jugendjahre 1
Geburt und erste Lebensjahre S. 1—3. Auf der Universität Erfurt S. 4. In Ansbach-Bayreuthschen Diensten S. 5. In Amerika S. 6—10. Zurück nach Bayreuth S. 10.

II. In preußischen Diensten 14
Als Leutnant in Löwenberg S. 14. Die Füsilier-Bataillone der alten Armee S. 15—18. Feldzug in Polen S. 20. Ernennung zum Kapitän S. 20. Heirat S. 22. Studien S. 23. Erwerbung des Gutes Mittel-Kauffung S. 23. Das Jahr 1805 S. 24. Das Jahr 1806 S. 25—28. Bei Saalfeld und Jena S. 29, 30. Memoire über die Ursachen der Niederlagen S. 30, 31. Als Kommandeur einer Reserve-Brigade in Alexoten S. 32—34.

III. Kolberg 34
Allgemeine Verhältnisse in der Festung S. 34—36. Ankunft Gneisenaus S. 36. Charakter der Verteidigung Kolbergs S. 37—39. Anerkennung des Königs S. 39. Letzte Tage der Belagerung S. 40—42. Dankbarkeit des Königs S. 43. Gneisenau in der öffentlichen Meinung S. 43, 44.

IV. Wiedergeburt Preußens 45
Lage Preußens nach dem Frieden von Tilsit S. 45. Einsetzung der Reorganisations-

Seite

Kommission S. 45. Ansichten Gneisenaus über Staat und Armee S. 46—50. Tätigkeit der Reorganisations-Kommission S. 51 bis 60. Erzieherische Tätigkeit Gneisenaus S. 59, 60. Vielseitige Verwendung Gneisenaus S. 61. Gneisenau als Chef des Ingenieurkorps S. 62—64.

V. 1808—1813 65

Lage Preußens im Jahre 1808 S. 65. Vorschläge der Kriegspartei S. 66. Verhandlungen mit Rußland S. 67. Gneisenaus Plan eines Eintritts in österreichische Dienste S. 69. Mißhelligkeiten am Hofe in Königsberg S. 70. Dienstentlassung für die Dauer des Friedens S. 71. Erste Reise nach England S. 72. Rückkehr S. 73. Lage Preußens im Jahre 1811 S. 74. Vorschläge Gneisenaus S. 75. Gneisenau als Staatsrat S. 77. Plan einer Erhebung S. 77—79. Verhandlungen mit Frankreich S. 80. Auffassung der Lage seitens Hardenbergs S. 81. Verhandlungen mit Rußland S. 82. Abschluß der französisch-preußischen Allianz S. 83. Auswanderungspläne Gneisenaus S. 84. Reise Gneisenaus nach Rußland, Schweden und England S. 85. In England S. 86. Unglücklicher Verlauf des russischen Feldzuges S. 87. Rückkehr nach Deutschland S. 88.

VI. Die Befreiungskriege 89

Lage Preußens bei Rückkehr Gneisenaus S. 89. Gneisenau in Breslau S. 91. Der Frühjahrsfeldzug 1813 S. 93—97. Abschluß des Waffenstillstands von Poischwitz S. 97. Gneisenau als Militär-Gouverneur von Schlesien S. 98—100. Als Chef des Generalstabes der Schlesischen Armee S. 101. Der Trachenberger Operationsplan S. 101. Innere Verhältnisse der

Seite

Schlesischen Armee S. 103—105. Verdienste Gneisenaus S. 106. Lage am Schlusse des Jahres S. 107. Feldzug 1814 S. 109. Feldzug 1815 S. 111—114. Das Charakteristische der Blücher-Gneisenauschen Kriegführung S. 114—116. Gneisenau als Chef des Generalstabes S. 117.

VII. Letzte Lebensjahre 118

Gneisenau Kommandierender General in Koblenz S. 119. Gouverneur von Berlin, Präses der Militär-Examinationskommission S. 119. Ernennung zum Feldmarschall S. 120. Oberkommandierender in Posen S. 120. Sein Tod S. 121. Charakterschilderung Gneisenaus durch Ernst Moritz Arndt S. 121—125.

VIII. Schluß 125

Rückblick auf den Lebenslauf Gneisenaus S. 125. Die Ursachen seiner Erfolge S. 126. Gneisenau als Erzieher der Armee S. 127—129.

Verzeichnis der benutzten Literatur 131

I. Jugendjahre.

In einer kalten Novembernacht des Jahres 1760 erblickte ein Soldat der vor Friedrich dem Großen aus der Gegend von Wittenberg und Torgau auf Leipzig und Chemnitz fluchtähnlich sich zurückziehenden Reichsarmee, mitten auf dem Fahrweg der Landstraße liegend, ein wimmerndes, kaum einige Tage altes Kind. Mitleidig hob er es auf und trug es die ganze Nacht auf seinen Armen, um es am Morgen unversehrt der verzweifelnden Mutter, einer schwerkrank auf einem der vorausgefahrenen Wagen liegenden Offiziersfrau, deren kraftlosen Armen es entglitten war, zurückzugeben. Dieses durch Zufall vom Tode gerettete Kind war der am 27. Oktober 1760 zu Schilda geborene, spätere Königlich preußische Feldmarschall August Wilhelm Anton Neithardt v. Gneisenau.

Die unsäglich traurigen Verhältnisse, in denen Gneisenaus erster Lebensabschnitt verlief, spiegeln sich in dieser Episode deutlich wieder. Seine Eltern waren zwar geistig hochstehende, aber bitter arme Leute. Der Vater, Leutnant in einem der kleinen reichsdeutschen Kontingente, diente nach der Sitte der Zeit bald in diesem, bald in jenem Heere und scheint nirgends eine bleibende Wohnstätte gehabt zu haben; die Mutter, aus einer wohlhabenden und angesehenen Würzburger Familie stammend, folgte ihrem Manne durch alle Wechsel und Entbehrungen seines unstäten Lebens, bis sie, wie es scheint, wenige Tage nach der geschilderten Schreckensnacht in der Blüte ihres Lebens, in Armut und Elend verschied, nicht einmal die Kunde zurücklassend, wo sie ihre letzte Ruhestätte gefunden hat.

Über die ersten Jugendjahre des jungen Gneisenau wissen wir nur wenig und das Wenige klingt fast märchenhaft. Der Vater, seiner Truppe von Ort zu Ort zu folgen gezwungen, konnte sich begreiflicherweise um das nur wenige Wochen alte Kind nicht kümmern, er gab es — die Legende erzählt in Schilda — armen Leuten, wahrscheinlich einer früheren Soldatenfamilie, in Kost und Erziehung. Bis zu Ende des siebenjährigen Krieges Offizier, dann als Feldmesser und Architekt an den verschiedensten Orten ein kärgliches Brot suchend, war er scheinbar nicht einmal in der Lage, das Kostgeld mit Regelmäßigkeit bezahlen zu können; schließlich scheint er sich um sein Kind überhaupt nicht mehr bekümmert zu haben. So wuchs der Knabe in den denkbar ärmlichsten Verhältnissen heran, der Liebe der Mutter, der Sorge des Vaters entbehrend, dafür roh behandelt und häufig mißhandelt von seinen Pflegeeltern, denen er, wenn wir der Überlieferung Glauben schenken dürfen, barfuß die Gänse hüten mußte.

Diese traurige Lage wandelte sich für den inzwischen neun Jahre alt gewordenen Knaben, wie in einem Märchen, plötzlich in die denkbar günstigste. Ein seinen Pflegeeltern gegenüber wohnender Schneider hatte, von Mitleid getrieben, den in Würzburg lebenden Großeltern, deren Namen und Stand er aus des Knaben Gebetbuch, dem einzigen Erbteil der Mutter, ersehen, Mitteilung von dem unglücklichen Schicksal ihres Enkels gemacht, und diese hatten nicht gezögert, sich des Kindes anzunehmen; sie sandten Diener und Wagen, um den Knaben nach Würzburg zu sich zu holen. So kam der junge Gneisenau in das Haus seines wohlhabenden und angesehenen Großvaters, des würzburgischen Oberstleutnants Müller,*) in dem er alles fand, was er bisher entbehren mußte: ver-

*) Bekannt als Erbauer des Zeughauses und der Kommandantur auf der Feste Marienberg bei Würzburg.

wandtschaftlich treue Hände, die für sein leibliches Wohl sorgten, warmfühlende Herzen, die seine moralische und geistige Entwicklung liebreich zu fördern bedacht waren. Er besuchte, obwohl protestantisch getauft, die Jesuitenschule und erhielt dort von Jesuiten und Franziskanermönchen den ersten Unterricht, und wenn dieser auch, wie er selbst später berichtet, „geistig dürftig und abergläubisch“ war, so förderte er ihn doch immerhin so weit, daß er die römischen Klassiker zu lesen verstand, der Sinn für Geschichte in ihm geweckt und zur Kenntnis der französischen und englischen Sprache ein guter Grund gelegt wurde.

Der Aufenthalt in Würzburg, ein Lichtpunkt im Lebenslaufe Gneisenaus, sollte unglücklicherweise sehr bald ein Ende nehmen. Der Tod seiner Großeltern führte ihn — wahrscheinlich schon 1773 — wieder zu seinem Vater, der unterdessen nach mannigfachen Irrfahrten in Erfurt als kurmainzischer Bau-Inspektor eine feste Anstellung gefunden hatte. Die Lebensweise im väterlichen Hause war sehr verschieden von der in Würzburg geführten. Die Verhältnisse seines Vaters scheinen nach wie vor ungeordnet gewesen zu sein. Er hatte sich zum zweiten Male verheiratet und zwar mit einer Person niederen Standes, mit der er nach allen Überlieferungen in unglücklicher Ehe lebte. Die aus dieser Ehe entsprossenen Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen, waren nach den vielen Sorgen, die sie später ihrem Halbbruder bereiteten, zu urteilen, wohl kaum geeignet, das Bild dieses Familienlebens freundlicher zu gestalten. Wenn Gneisenau später über den ersten Abschnitt seines Lebens urteilt: „Der Sturm des Lebens und meine Abweichungen aus der Bahn des Rechten und Guten leiteten sich lediglich aus meiner schlechten Erziehung ab. Ich habe wenig Löbliches und Gutes gesehen, und wenn das kindliche Herz sich nicht an schönen Beispielen erwärmt, so bleibt es erkaltet bis in das Alter hinab, wenn nicht andere

Schutzengel sich dessen annehmen", — — so mögen sich diese Worte nicht bloß auf sein Leben in Schilda, sondern mehr noch und hauptsächlich auf seine Erlebnisse in Erfurt bezogen haben.

Nachdem er die in Würzburg begonnenen Studien in der sogen. Kaufmannsschule und später im Ratsgymnasium zum Abschluß gebracht hatte, bezog er am 1. Oktober 1777 die Universität Erfurt, um Philosophie oder genauer: Mathematik und militärische Baukunst zu studieren. Das nach dem Tode seines Großvaters ihm zugefallene kleine Erbteil mag ihm wohl um diese Zeit ausbezahlt worden sein; es gestattete ihm, den unerquicklichen Verhältnissen im väterlichen Hause den Rücken zu kehren und eine Privatwohnung zu beziehen. Über seine Studienzeit sind die Überlieferungen sehr auseinandergehend. Die einen erzählen von einem flotten Studentenleben, von lustigen Streichen, Händeln mit der Bürgerschaft, zahlreichen Duellen und Liebschaften, die andern berichten von vielen Entbehrungen, ja sogar drückendem Mangel, „der aber weder seinen Lebensmut noch sein Streben nach geistiger Ausbildung niederzubeugen vermocht habe". Gneisenau selbst sprach später öfter davon, daß seine Erfurter Zeit „eine zwar recht harte, aber ihm deshalb recht heilsame Lebensschule gewesen sei". Diese widersprechenden Überlieferungen werden gewöhnlich auf Grund einiger von Gneisenau selbst gegebenen Andeutungen dahin zu vereinigen gesucht, daß er in den ersten Monaten seines Studiums in überschäumender Jugendkraft und Lebenslust sein kleines mütterliches Erbteil leichtsinnig verschwendet, dann aber drückenden Mangel gelitten habe. Wie dem auch sei, seine Lage wurde gegen Ende des Jahres 1778 so unerträglich, daß er sich entschloß, nicht bloß Erfurt zu verlassen, sondern sogar sein Studium aufzugeben und sich einen anderen Beruf zu suchen.

Wir finden Gneisenau im Jahre 1780 in Ansbach wieder, und zwar als Kadett im Jäger-Bataillon des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Die Wahl des militärischen Berufes hatte für ihn nahe gelegen. Von stattlichem Wuchs, in allen Leibesübungen Meister, vorzüglicher Reiter und geschickter Fechter, war seine Persönlichkeit ganz zum Offizier geschaffen, sein Vater und Großvater waren Offiziere gewesen, die politische Lage Europas schien eine Reihe kriegerischer Jahre in Aussicht zu stellen und damit eine günstige Laufbahn zu gewährleisten. Gneisenau war zuerst in die österreichische Armee eingetreten. Dies kann nicht erstaunen. Auch sein Vater hatte in ihr seine Laufbahn begonnen, mit kaiserlichen Offizieren hatte Gneisenau in Erfurt, wo Österreich gemäß Verträgen mit Kurmainz das Besatzungsrecht besaß, wahrscheinlich schon während seiner Studienzeit viel verkehrt, der Kaiserstaat stand im Krieg mit Preußen, in seiner ruhmreichen Armee schienen daher die Aussichten auf Beförderung günstig zu sein. Weshalb Gneisenau schon nach einjährigem Dienst die kaiserliche Armee wieder verließ, ist unbekannt. Ob ein Zweikampf mit einem Kameraden, wie die Überlieferung besagt, die Ursache, oder ob es der Abschluß des den bayerischen Erbfolgekrieg beendigenden Friedens von Teschen war, der ihn bewog, sich einen anderen Kriegsherrn zu suchen, mag hier unerörtert bleiben, genug, wir finden ihn 1780 in Ansbach. Hierhin mag ihn, außer seinen Würzburger Beziehungen hauptsächlich die Hoffnung auf kriegerische Betätigung geführt haben, war doch der Markgraf vertraglich verpflichtet, der Krone Englands Hilfstruppen gegen die aufständischen Kolonien in Amerika zu stellen und gingen doch alljährlich bedeutende Truppentransporte zum Ersatze der starken Verluste aus Ansbach nach der neuen Welt ab. Gneisenaus Hoffnung, nach Amerika gesandt zu werden, erfüllte sich erst im Jahre 1782. Eine Rangliste aus dieser Zeit bezeichnet

ihn als jüngsten Offizier des Ansbachischen Jäger-Regiments.

Der mit großen Hoffnungen Europa Verlassende erlebte eine große Enttäuschung. Als der Transport nach schwieriger Überfahrt in Halifax anlangte, ruhten auf dem Kriegsschauplatz bereits die Waffen und Gerüchte von dem nahen Abschluß des Friedens waren allenthalben verbreitet. Tatsächlich erfolgte auch im September 1782 die förmliche Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von seiten Englands und die Ansbachischen Jäger kamen nicht mehr zur Verwendung. Immerhin war die Reise nach Amerika und der bis zum Sommer 1783 dauernde Aufenthalt daselbst nicht ohne den größten Nutzen für Gneisenau. Abgesehen von der mit jeder größeren Reise und jedem längeren Aufenthalt in fremden Ländern verbundenen Erweiterung des Gesichtskreises, hatte er in militärischer Beziehung vieles gesehen und kennen gelernt, was für seine spätere geistige Entwicklung von unermeßlichem Nutzen werden sollte.

Die Organisation, Bewaffnung, Kleidung, Ausbildung und Kampfweise aller in Amerika für England kämpfenden deutschen Truppen entsprachen völlig preußischem Muster, auch die Engländer kämpften ausschließlich in den Formen der Lineartaktik. Und nun war das kaum glaubliche eingetreten: die viel bewunderten Einrichtungen der europäischen Heere hatten sich auf dem amerikanischen Kampfplatze meist als unpraktisch und unkriegsgemäß erwiesen, die Taktik, mit welcher der große König seine glänzenden Siege errungen, war kläglich gescheitert und zwar einem Gegner gegenüber, dessen Streitkräfte, wenigstens bei Beginn des Aufstandes, nur aus notdürftig ausgebildeten Landmilizen bestanden, der weder über kriegserfahrene und militärisch gebildete Offiziere, noch über Gewehre, Geschütze und den sonst notwendigen Kriegsbedarf verfügte, der alle zur Kriegsführung nötige Ausrüstung sich erst auf dem Schlachtfelde erobern und

das ihm Fehlende durch guten Willen, Beharrlichkeit und Begeisterung für die verfochtene Sache ersetzen mußte. Die Ursachen der amerikanischen Erfolge und der englischen Mißerfolge zu untersuchen, mußte für einen intelligenten Offizier vom Schlage Gneisenaus einen großen Reiz haben und so benutzte er denn die Muße, die ihm ein ganzes Jahr hindurch gewährt wurde, zum eingehenden Studium der Verhältnisse des amerikanischen Kriegsschauplatzes. Er lernte auf diese Weise Land und Leute, die inneren Einrichtungen des englischen Armee-Haushaltes, insbesondere das vorzügliche Verpflegungssystem, aber auch die Mängel der europäischen Heeres-Organisation aufs gründlichste kennen, er gewann geläuterte Ansichten über Natur und Führung des Volkskrieges, über die Vorteile des Kampfes in aufgelöster Ordnung gegenüber den Formen der Lineartaktik. Besonders die amerikanische Fechtweise bot reichlichen Stoff zum Nachdenken, zum Vergleiche mit der bei den europäischen Heeren üblichen. Alle Tapferkeit der in geschlossenen Kolonnen, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen anrückenden deutschen Regimenter hatte den dünnen Schützenlinien der Amerikaner gegenüber keine dauernden Erfolge zu erringen gewußt. Hinter unangreifbaren Deckungen, Verhauen und Feldbefestigungen erwarteten sie den Gegner, überschütteten ihn mit einem, wenn auch ungeordneten, doch wohlgezielten Büchsenfeuer, auf Entfernungen, auf denen dieser mit seinem schlechteren Gewehr an Beginn des Infanteriefeuers noch nicht denken konnte, um dann mit meisterhafter Ausnutzung des Geländes in den unpassierbaren Wäldern zu verschwinden und in kürzester Frist wieder an einer anderen Stelle aufzutauchen. Eine ganz neue Taktik war diesem Gegner gegenüber anzuwenden nötig gewesen. Den sog. Flankeurs, deren Tätigkeit auf den europäischen Kriegsschauplätzen eine völlig untergeordnete Bedeutung beigelegt wurde, fiel plötzlich im Gefecht die Hauptaufgabe zu, das Tiraillieren, in

Europa nur von einem minimalen Prozentsatz der stehenden Heere gekannt und geübt, wurde zur Hauptkampfform der Regimenter und die Ausbildung und Erziehung des einzelnen Mannes zum selbständigen Handeln, Übungen im Ausnützen des Geländes, im Sicherheitsdienst, im Schießen und anderen damit in Verbindung stehenden Dienstzweigen bildeten von nun an die Hauptaufgabe des Offiziers. So kam es, daß im Laufe der Jahre alles den deutschen Truppen-Kontingenten anhaftende Paradewesen abgestreift wurde und einer kriegsmäßigen Ausbildung Platz machte.

Wenn auch der Teil des Ansbachischen Kontingentes, mit dem Gneisenau in Amerika angekommen war, diese Erfahrungen nicht mehr selbst im Gefecht zu bestätigen gelernt hatte, so war es doch selbstverständlich, daß diese sich von den früher Angelangten auf die Nachschübe übertrugen, den fast ausschließlichen Unterhaltungsstoff der Offiziere bildeten und zur Grundlage der nunmehrigen Ausbildung wurden. So war die in Amerika zugebrachte Zeit und der fast ein Jahr dauernde Verkehr mit den Veteranen des Krieges für die militärischen Kenntnisse und Anschauungen Gneisenaus ungemein wertvoll. Die hier gewonnenen Eindrücke mußten eine bleibende Erinnerung abgeben und sie konnten ihre Wirkung nicht verfehlen, als wenige Jahre später in Europa eine ähnliche Kampfweise bei der französischen Armee erkenntlich und auch bei ihr offenbar die Ursache des Sieges wurde.

Und noch eine andere Eigentümlichkeit dieses amerikanischen Krieges mußte die Aufmerksamkeit des jungen, einsichtsvollen Offiziers auf sich ziehen und sein Nachdenken anregen. Das Heer, das im Kampfe mit den englisch-deutschen Truppen nach vielen Wechselfällen doch schließlich sich siegreich behauptet hatte, war in wesentlich anderer Weise aufgebracht, als die europäischen. Nicht Werbung oder auf einige wenige Klassen der Landeseinwohner ausgedehnte Kantonspflicht hatte diese Scharen

unter den Waffen vereinigt, nicht vaterlandsloſes, abenteuerſuchendes Geſindel, das abwechſelnd bald dieſem, bald jenem Landesfürſten ſeine Haut verkaufte, war in den Reihen der Amerikaner zu finden, ſondern der geſamte, waffenfähige Teil der Bevölkerung, der freie Bürger, der für das edelſte Gut der Nation, die Unabhängigkeit des vaterländiſchen Bodens kämpfte, ſtand den engliſchen Heeren entgegen. Der Vorteil eines derartigen Heereserſatzes lag offen vor Augen, ihm verdankten die Amerikaner zweifellos in erſter Linie den glücklichen Ausgang des Krieges. Während das Werbeſyſtem mit ſeinen faſt unüberwindbaren Schwierigkeiten eines ausreichenden Erſatzes ſtets nur ungenügende Kräfte auf den Kriegsſchauplatz zu entſenden geſtattet hatte, während die Verluſte in den Gefechten und die Abgänge durch Krankheit und Deſertion ſehr bald die Kriegführung der Engländer völlig lahmlegten, erwies ſich die auf die breite Maſſe des Volkes ſich gründende Organiſation der Amerikaner als eine unerſchöpfliche Sammelſtelle militäriſcher Kraft, als ein Syſtem, das immer neue Scharen der großen Idee der Vaterlandsverteidigung dienſtbar zu machen geſtattete und zwar Kräfte, die im Fortgange des Krieges von Tag zu Tag mehr an Kriegstüchtigkeit gewannen. War Gneiſenau auch ſchon gereift genug, um einzuſehen, daß ſich die Erfahrungen des amerikaniſchen Kriegsſchauplatzes nicht ohne weiteres auf europäiſche Verhältniſſe übertragen ließen, ſo gewann er andererſeits doch die Überzeugung, daß derartige Milizen ſehr wohl zu einem Hauptelement der kriegeriſchen Kraft eines Staates werden konnten, vorausgeſetzt, daß ſie von tüchtigen Linientruppen eingerahmt wurden und außerdem die Grundbedingung ihrer Verwendung bei ihnen vorhanden war: eine große, die Herzen bis ins innerſte aufwühlende Begeiſterung für die zu verfechtende Sache. Dieſe Erfahrung konnte an einem denkenden Kopf wie Gneiſenau nicht ſpurlos vorübergehen; auf jeden Fall mußten die

gewonnenen Anschauungen einen tiefgehenden Einfluß ausüben, als er in seinem späteren Leben, in eine einflußreiche Stellung berufen, seine Erfahrungen und Beobachtungen in die Praxis zu übertragen vermochte und als die Not des Vaterlandes gebot alle Volkskräfte dem Staate nutzbar zu machen.

Mit neuen Anschauungen und gereiftem Urteil kehrte der vierundzwanzigjährige Leutnant aus dem fremden Erdteil wieder in die Stille der vaterländischen Garnison zurück. Es ist begreiflich, daß ihm nach den reichen und wechselvollen Eindrücken des Lebens in Amerika und der langen Seereise das Einerlei des Garnisondienstes wenig zusagte. Zwar vertauschte er bald das stille Ansbach mit dem geistig anregenderen Bayreuth, indem er von den Jägern zu dem Infanterie-Regiment des Markgrafen versetzt wurde, zwar umgab ihn in der kleinen Residenz ein Kreis geistig hochstehender Männer und Frauen, mit denen er in regem Verkehr stand und von dem sehr bald seine Bedeutung als Mensch und Offizier erkannt und gewürdigt wurde, zwar erfreute er sich bei seinen Kameraden ebenso wie bei seinen Vorgesetzten einer geachteten Stellung, aber auf die Dauer reichte dies alles nicht hin, seine nach Betätigung in größeren Verhältnissen sich sehnende Seele zu befriedigen. Mit Eifer warf er sich auf den Infanteriedienst und suchte in mathematischen und militärisch-theoretischen Studien Zerstreuung. Seine in Amerika gemachten Erfahrungen legte er in einer umfangreichen Denkschrift nieder, die er dem Markgrafen einreichte, die ihm aber anstatt der erhofften Anerkennung nur die Allerhöchste Ungnade Sereniſſimi und den Ruf eines neuerungssüchtigen Menschen eintrug. Dieser Mißerfolg und der quälende Gedanke, in diesen kleinlichen und unerquicklichen Verhältnissen sein ganzes Leben hinbringen zu müssen, seine mißlichen pekuniären Verhältnisse, die trotz größter Einschränkung, häufig zu großen Be-

drängnissen führten, und schließlich das Zureden wohlgesinnter und seine geistige Bedeutung ahnender Freunde ließen den Entschluß in ihm reifen, die Aufnahme in eine größere Armee zu erstreben.

Wie die Verhältnisse lagen, mußte sein Auge hierbei in erster Linie auf die preußische Armee fallen, war doch die Ansbach-Bayreuth'sche Militär-Organisation ganz der preußischen nachgebildet, die beiderseitigen Höfe nahe miteiander verwandt und die Vereinigung der Fürstentümer mit Preußen in absehbarer Zeit zu erwarten. Noch ein anderer Grund kam hinzu. So wenig Friedrich der Große seinem ganzen Charakter nach zu durchgreifenden Änderungen in der Organisation und der taktischen Ausbildung seines Heeres neigte, und so wenig Veranlassung hierzu er auch infolge seiner mit eben dieser Organisation und eben dieser Taktik errungenen Siege hatte, war er doch ein zu scharfer Beobachter der Weltereignisse, als daß ihm die Vorteile der amerikanischen Fechtweise, über die ihm von verschiedenen Seiten eingehende Berichte zugegangen waren, hätten entgehen können. Er beabsichtigte durch Organisation einer größeren Zahl leichter Infanterie-Regimenter, sogenannter Freiregimenter, eine Truppe ins Leben zu rufen, deren Haupttätigkeit in der Führung des zerstreuten Gefechtes bestehen sollte, er gedachte die Zahl dieser Regimenter im Laufe der Zeit und nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Geldmittel derart zu vermehren, daß sie einen wichtigen und, im Falle eines Krieges schwer in die Wagschale fallenden Bestandteil des Heeres bilden konnten. Um eine möglichst sachgemäße Ausbildung dieser Regimenter zu ermöglichen, bestrebte er sich, ihrem Offizierkorps hauptsächlich solche Offiziere einzureihen, die auf fremden Kriegsschauplätzen, wenn möglich in Amerika selbst, sich Kriegserfahrung und Dienstkenntnis erworben hatten. Diese Absicht des Königs war Gneisenau bekannt und mag ihn nicht zum wenigsten zu dem Entschluß geführt haben, in der preußischen Armee

ſein Heil zu verſuchen. Aber ſeine Hoffnungen gingen noch weiter. Die verhältnismäßig kleinen Armeen, mit denen der König ſeine Kriege geführt, die ſorgfältige Auswahl und die geringe Ausdehnung der Schlachtfelder des ſiebenjährigen Krieges, hatten die Schaffung eines Generalſtabes überflüſſig gemacht; der König war ſein eigener Generalſtabs-Chef; trat die Notwendigkeit heran, an Orte, an denen er nicht perſönlich anweſend ſein konnte, einen Stellvertreter, einen Vermittler ſeiner Abſichten zu entſenden, ſo fand er unter den Offizieren ſeiner nächſten Umgebung leicht eine geeignete Kraft, die mit dieſer Miſſion beauftragt werden konnte. Immerhin ſchreibt er aber in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges: „Die Armee hat viele Feldzüge beſtanden, aber oft fehlte dem Hauptquartier ein guter Quartiermeiſter-Stab. Der König wollte ſich ein ſolches Korps bilden und wählte zwölf Offiziere aus, die ein gewiſſes Talent für dieſen Dienſt zeigten. Man unterwieß ſie im Aufnehmen, im Abſtecken von Lagern, in Befeſtigung von Dörfern, im Bau von Feldbrücken; ſie lernten die Marſchkolonnen zu führen, beſonders aber auch Sümpfe und Flüſſe zu rekognoszieren, damit ſie nicht aus Irrtum oder Nachläſſigkeit einer Armee als Flankenanlehnung, einen ſeichten Fluß oder eine gangbare Niederung gäben. Derartige Fehler ſind von den bedenklichſten Folgen und ohne ſie hätten die Franzoſen nicht die Schlacht von Malplaquet, die Öſterreicher nicht die Schlacht von Leuthen verloren.“ Wir ſehen aus dieſer Stelle, daß der König die Notwendigkeit der Organiſation eines Generalſtabes ſchon frühzeitig erkannt hatte; die Unentbehrlichkeit eines ſolchen mag ihm bei der immer größer werdenden Armee nur noch klarer geworden ſein. So bemühte er ſich denn perſönlich in den letzten Jahren ſeines Lebens, den ſchon nach Beendigung des Krieges ernannten drei Quartiermeiſtern und ſechs Quartiermeiſter-Leutnants noch eine Reihe von Offizieren hinzuzufügen, die ſeiner Suite zu-

geteilt, von ihm selbst den nötigen Unterricht erhielten und nach erhaltener Ausbildung den Generalstab zu bilden und zu erweitern berufen waren. Wenn auch die für diese Ausbildung nötige Vorbildung dem heute lebenden Geschlecht preußischer Offiziere gering erscheinen mag, so besaßen sie in der damaligen Zeit doch nur verhältnismäßig wenige und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn Gneisenau, der in Erfurt Mathematik studiert und sich in Bayreuth mit Eifer militärisch-theoretischen Studien hingegeben hatte, sich für diese Tätigkeit vor anderen befähigt fühlte, wenn sein vorwärtsstrebender Geist in der Berufung in die Suite des Königs das beste Mittel erblickte, sich selbst und dem Vaterlande zu nützen. So richtete er denn im November 1785 das Gesuch an den König, nicht bloß ihn in die Reihen der preußischen Armee aufzunehmen, sondern ihm in Anbetracht seiner guten Vorkenntnisse und seiner in Amerika gemachten Erfahrungen eine Stelle in seiner Suite zu gewähren.

Schon vier Wochen später erhielt er aus dem Kabinett des Königs die Aufforderung, in Ansbach-Bayreuth seinen Abschied zu nehmen und sich in Potsdam dem Könige persönlich vorzustellen. Im Februar 1786 traf Gneisenau in Potsdam ein. Seine schöne kräftige Gestalt, seine selbstbewußte Haltung und seine schlagfertigen Antworten sollen, wenn wir den Überlieferungen Glauben schenken dürfen, den besten Eindruck auf den alten König gemacht haben. Die erstrebte Anstellung erfolgte sofort, leider nicht, wie Gneisenau gehofft hatte, in der Suite des Königs, sondern in dem in Organisation begriffenen Freiregiment des Generalmajor v. Chaumontet, das zu Bunzlau und Löwenberg in Schlesien seine Garnison erhalten hatte.

II. In preußischen Diensten.

Im August 1786, wenige Wochen nach dem Tode des großen Königs, begann Gneisenau seine Dienstlaufbahn in der preußischen Armee. Es waren nicht gerade leichte Verhältnisse, unter denen er sie antrat. Das Offizierkorps des neugebildeten Regiments war aus den verschiedensten preußischen und reichsdeutschen Truppenteilen zusammengetreten, aber auch viele Ausländer fanden sich in ihm, und wie es nicht anders sein konnte, mancher Abenteurer, Mancher von nicht ganz makelloser Vergangenheit. Die Mannschaften waren zum Teil frisch ausgehoben oder angeworben, zum Teil von Garnison-Regimentern abgegeben. Der Dienst, für den man die Freiregimenter bestimmt hatte, war vorläufig wenig fixiert, eine Mustertruppe, nach der man sich bei der Ausbildung etwa hätte richten können, gab es nicht, in monatelangen Versuchen mußte man allmählich erst die Grundsätze kennen lernen und festsetzen, nach denen die Ausbildung der Mannschaften am besten zu handhaben war. So wurden an die Tätigkeit der Offiziere von vornherein die größten Anforderungen gestellt. Wir dürfen annehmen, daß Gneisenau den an ihn herantretenden Aufgaben in hohem Maße gerecht wurde, besaß er doch, wie vielleicht kein anderer Offizier des Regiments, die hierzu nötigen Eigenschaften. Das Leben hatte ihn in harter Schule gehabt, auf den verschiedensten Gebieten militärischer Tätigkeit hatte er reiche Erfahrungen gesammelt, seine allgemeine und militärische Bildung überragte bei weitem das damalige Niveau seiner Standesgenossen, sein gefestigter Charakter, sein sich nie in Wesenlosem und Kleinlichem verlierender Geist, sein Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit — alles das läßt vermuten, daß er seinen Platz in vorzüglicher Weise ausfüllte, wenn uns auch hierüber nichts Näheres überliefert ist.

Schon im Jahre 1787 wurde Gneisenaus Regiment

gleich den mit ihm formierten beiden anderen Freiregimentern wieder aufgelöst und ihre dreißig Kompagnien, verstärkt durch Abgaben verschiedener Feld- und Garnison-Truppenteile, zur Formation von zwanzig Füsilier-Bataillonen verwendet. Gneisenau verblieb bei dem einen der aus dem Regiment v. Chaumontet hervorgegangenen Bataillone, das die Nummer 15 erhielt. Der Dienstbetrieb dieser Füsilier-Bataillone wurde durch das wenig später (1788) herausgegebene „Reglement für die Königlich Preußische leichte Infanterie" endgültig geregelt. Das Experimentieren hörte damit auf und feststehende Grundsätze bildeten von jetzt an den Ausgangspunkt der Ausbildung. Das Reglement selbst verrät einen bedeutenden Fortschritt in den taktischen Anschauungen jener Zeit. Die Rangierung der Füsiliere geschah, abweichend von der Linien-Infanterie, in zwei Gliedern. Im übrigen war die Gesamtausbildung die gleiche, wie bei der Infanterie, der Unterschied lag ausschließlich in der Gefechtsausbildung. Während bei der Linien-Kompagnie nur zehn Mann für das Schützengefecht ausgebildet wurden, wurde hier die Möglichkeit vorausgesehen, ganze Züge aus der Front verwenden zu müssen; hieraus ergab sich die Notwendigkeit, die gesamte Kompagnie im Schützendienst auszubilden, jedenfalls mußten die beiden Flügel-Kompagnien sich darauf verstehen, denn ein Bataillon, das während des Avancierens eine „Schwärm-Attacke" machen sollte, hatte dazu auf das von dem Bataillons-Hornisten zu gebende und von den Hornisten des 1. und 8. Zuges zu wiederholende Signal die genannten beiden Züge vor der Front „debandieren" und dieselben durch den 2. und 7. Zug „soutenieren" zu lassen. Ging das Bataillon im Gefecht zurück, so deckte es seinen Rückzug durch diese Züge, indem es dieselben abwechselnd entweder debandiert stehen oder in dieser Form rückwärtige Stellungen einnehmen und so von Stellung zu Stellung sich aufnehmen ließ. Natürlich gab das Reglement auch

genaue Anweisungen über das Verhalten der Schützen im offenen und bedeckten Gelände, namentlich im Walde, über Richtung, Abstand, wechselseitige Unterstützung u. dgl. Weit eingehender noch werden diese Vorschriften behandelt in dem Abschnitt für die eigentlichen „Schützen", von denen jede Kompagnie zehn besaß. Für sie war als Hauptsache bezeichnet und wörtlich vorgeschrieben: „daß sie gut und genau schießen lernen, als wodurch sie sich allein zu ihrem übrigen Dienst tüchtig, geschickt und brauchbar machen". Darauf folgte: wo diese Schützen zum Patrouillendienst im waldigen und kupierten Terrain ausgebildet, wie sie angeleitet werden sollten, Vorteile von dem Terrain zu ziehen und gleich den Fußgängern zu fechten. „Dabei müssen sie lernen — so sagt Artikel 3 des betr. Abschnitts — sich der Avantage eines Baumes, Grabens, Zaunes u. dgl. zu ihrer Deckung zu bedienen, sich von einem Baum oder bedeckten Ort weg nach einem anderen fortzuschleichen, sich sowohl selbst einzeln zu verteidigen, als ihre Kameraden zu unterstützen und ganz so wie die Fußjäger zu fechten." Sodann: wie sie dem marschierenden oder ruhenden Bataillon als Avant- und Arrièregarde, oder als Seitendeckung, als schützende Kette u. dgl. dienen und verstehen sollten, besondere Geländeschwierigkeiten zu überwinden. „Sie müssen gewohnt sein" — sagt Artikel 4 — „die steilsten Felsen hinaufzuklettern, als welches bei Seiten-Patrouilles, sowie bei Avant- und Arrière-Garden sehr oft ihr Fall werden kann, um auf diese Art Passagen zu gewinnen, durch welche entweder das Bataillon selbst gehen will, oder durch welche der Feind herankommen kann." Ferner war angedeutet: wie ein avancierendes Bataillon den Angriff auf eine feindliche Stellung durch seine vor der Front verteilten Schützen dadurch vorteilhaft vorbereiten könne, „daß dieselben vor dem Bataillon her avancieren, und durch ihr Feuer dem Feinde Abbruch zu tun und ihn in Konfusion zu bringen, ehe das Bataillon herankommt."

Und ebenso: wie ein in einer Position stehendes Bataillon mit Hilfe seiner vor der Front „an schickliche Örter postierten Schützen“ einen feindlichen Angriff aufhalten und den Gegner selbst zwingen können, „die ganze Attacke aufzugeben“. Endlich: wie ein zurückgehendes Bataillon seinen Abzug über eine Brücke durch die Schützen „protegieren“ lassen und wie es von denselben auch in der Karreestellung, durch Postierung auf den Ecken, Nutzen ziehen könne.*)

Dies die Hauptsätze des Reglements von 1788 über das Schützengefecht. Sie wurden im folgenden Jahre in einer eigenen Instruktion für sämtliche Infanterie-Regimenter und Füsilier-Bataillone noch bedeutend erweitert und besonders die Einübung des Ladens und Schießens in allen möglichen Stellungen und Lagen und die Ausnutzung jeden Geländevorteils zur besonderen Pflicht gemacht. Auch diese Instruktion war durchdrungen von dem Gedanken, eine möglichst gründliche Ausbildung des einzelnen Schützen herbeizuführen, seine Beobachtungsgabe, sein Urteil, seine Gewandtheit und sein Geschick in Handhabung der Waffen immer mehr zu entwickeln und zu steigern. Erst nach gründlicher Einzelausbildung sollte dann die Verwendung in größeren Abteilungen, in den Aufgaben der Sicherung des Marsches und des Lagers, im Angriff, in der Verteidigung und im Rückzug geübt werden.

Das waren immerhin große Fortschritte in der Infanterietaktik jener Zeit, sie beweisen, daß die Erfahrungen, die England in seinem langjährigen Kampfe mit den Insurgenten Amerikas gemacht und mit ungeheueren Opfern an Blut und Geld und schließlich dem Verluste seiner besten Kolonie bezahlt hatte, nicht unbeachtet geblieben waren. Diese Ausbildungsgrundsätze, auf die gesamte

*) Inhaltsangabe nach: Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1856. S. —

Infanterie ausgedehnt, anſtatt auf nur 40 Mann pro Bataillon beſchränkt, hätten zweifellos der preußiſchen Armee auch in der bald darauf beginnenden Napoleoniſchen Kriegsära das taktiſche Übergewicht über ihre Gegner geſichert. Preußen wäre dem Genie Napoleons gegenüber wahrſcheinlich dennoch unterlegen, aber die Armee wäre ſicherlich erſt nach langem, wechſelvollem Kampfe beſiegt worden und ſie wäre unterlegen unter voller Wahrung ihrer Waffenehre und entſprechend ihrem in den Kriegen Friedrichs des Großen erworbenen Ruhme. Die wenigen Füſilier-Bataillone konnten die Niederlage der preußiſchen Armee im Jahre 1806 nicht verhindern, aber alle Berichte über die Vorgänge jenes Jahres bezeugen, daß ſie hervorragend gute Dienſte geleiſtet und ſich in jeder Beziehung als brauchbar und zuverläſſig erwieſen hatten.

Es mochte wohl keine leichte Arbeit geweſen ſein, den ſchwerfälligen und teilweiſe ſchon recht bejahrten Elementen, aus denen ſich die Füſilier-Bataillone zuſammenſetzten, neben dem eigentlichen Infanteriedienſt noch dieſe hauptſächlich auf eigenes Denken und ſelbſtändiges Handeln zielenden Übungen beizubringen, um ſo ſchwieriger, weil hierbei auf die Unterſtützung eines verſtändnisvollen Unteroffizierkorps nicht zu rechnen war. So dürfen wir annehmen, daß es der ganzen unermüdlichen Ausdauer und Hingebung Gneiſenaus bedurfte, um den Anforderungen des Dienſtes gerecht zu werden, Anforderungen, die ſich natürlicherweiſe noch ſteigern mußten, als er im Juni 1790 zum Stabskapitän befördert und ihm die Führung einer der beiden Stabsoffizier-Kompagnien des Bataillons übertragen wurde. Trotz angeſtrengteſter Tätigkeit fand er aber doch noch Zeit, einen regen Verkehr mit ſeinen Kameraden und mit zahlreichen Familien ſeiner Garniſonſtadt und ihrer Umgebung zu unterhalten und die in Bayreuth begonnenen militäriſch-theoretiſchen Studien fortzuſetzen. In ſeinen Papieren

aus diesem und den folgenden Jahren finden sich zahlreiche Spuren der verschiedenartigsten Studien, Bücherverzeichnisse, kriegsgeschichtliche Aufsätze und besonders auch Übungen in französischer, englischer und italienischer Sprache, aber auch Abschriften von Gedichten und Erzeugnisse eigener, poetischer Betätigung. So können wir uns nicht wundern, wenn Gneisenau auch in Löwenberg, sowohl im Kameradenkreise, als auch bei der Zivilbevölkerung sich sehr bald des Rufes erfreute, ein ebenso vielseitig gebildeter, wie durch einnehmendes Wesen und gesellige Talente ausgezeichneter Offizier zu sein. Sein überlegenes militärisches Wissen scheint auch bei seinen Vorgesetzten nicht unbemerkt geblieben zu sein, wenigstens hat sich ein Königlicher Befehl aus dem Jahre 1787 erhalten, in dem ihm der Unterricht der Junker und Offiziere seines Bataillons in den Kriegswissenschaften übertragen wurde.

Wenn Gneisenau somit alle Ursache hatte, sich in den bescheidenen Verhältnissen Löwenbergs wohl zu fühlen, so mochte er dennoch mit frohen Hoffnungen erfüllt werden, als mit dem Jahre 1791 die Wolken am politischen Horizonte Preußens sich immer mehr verdichteten und einen Krieg mit Frankreich in sichere Aussicht stellten. Diese Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Zwar rückte ein großer Teil der preußischen Armee im folgenden Jahre nach dem Rhein und von dort nach Frankreich, und der König setzte sich persönlich an die Spitze seiner Truppen, um die Revolution an ihrem eigenen Herde zu bekämpfen, das Füsilier-Bataillon in Löwenberg traf jedoch nicht das Los, an diesem Feldzug teilnehmen zu dürfen. Daß Gneisenau trotzdem mit größter Aufmerksamkeit seinen Verlauf verfolgte, beweisen ein uns erhaltener Aufsatz über die Belagerung und Übergabe der Festung Valenciennes und Aufzeichnungen über den Feldzug der Herzöge von York und Coburg in Belgien. Wider Erwarten sollte ihm aber das Jahr 1793 eine

kriegerische Tätigkeit bringen, wenn auch in entgegengesetzter Richtung. Die Sicherung der Neuerwerbungen in Polen veranlaßte den König, eine Okkupationsarmee unter dem Feldmarschall v. Möllendorf in die neue Provinz einrücken zu lassen und ihr wurde auch das Füsilier-Bataillon Nr. 15, dem Gneisenau angehörte, zugeteilt. Gneisenaus Bataillon hatte nicht das Glück, sich militärische Lorbeeren zu erwerben, dafür hatte es in den drei Jahren, die es in Polen zuzubringen verurteilt war, um so mehr zu leiden an Entbehrungen, Krankheiten und Widerwärtigkeiten aller Art. Auch Gneisenau erkrankte schwer an den Folgen des ungesunden Klimas und wurde erst auf heimischem Boden wieder völlig hergestellt. Immerhin war aber auch dieser Abschnitt seines Lebens nicht ohne Bedeutung für seine Zukunft, und manches in dieser Zeit Gelernte sollte ihm später zustatten kommen. Leider ist ein von ihm mit Sorgfalt geführtes Tagebuch über die Erlebnisse dieser drei Jahre in den Stürmen der folgenden Zeit spurlos verloren gegangen.

Noch im polnischen Kantonnementsquartier (November 1795) war Gneisenau durch die Ernennung zum Kapitän und Kompagniechef in dem in Jauer garnisonierenden Füsilier-Bataillon Nr. 13 erfreut worden. Er hatte diese Stellung, deren Bedeutung in damaliger Zeit in mancher Beziehung noch viel größer war als heute, in verhältnismäßig jungen Jahren, d. h. mit soeben vollendetem 35. Lebensjahre, erreicht. „Zu meinem Fortkommen" — so schreibt er seinem Vater — „habe ich jeden anderen Weg als den geraden vernachlässigt. Ich habe in meiner Einfalt geglaubt, daß vielleicht auch Pünktlichkeit und Eifer im Dienst, Lust und Feuer im Exerzieren und Erweiterung meiner geringen Kenntnisse, nächstdem Aufmerksamkeit auf mein Äußeres meine Vorgesetzten für mich interessieren und mich am Ende zum Ziele führen würden. Man hat mir diese Eigenschaften

zugute gerechnet und meine üblen Gewohnheiten darüber vergeſſen. Deswegen iſt Dienſt und immer Dienſt und alles, was darauf die entfernteſte Art Bezug hat, der Inhalt meiner Ermahnungen an junge Leute.“ Die ganze Art und Weiſe, wie Gneiſenau ſeine Stellung auffaßte, geht aus dieſen Zeilen deutlich hervor. Gneiſenau gehörte als Kompagniechef nicht zu den Offizieren, die ihre Stellung nur als Ruheposten anſahen, ſich in ihrer Tätigkeit auf die ökonomiſche Verwaltung ihrer Kompagnie beſchränkten und außerhalb der kurzen Exerzierzeit den Dienſt ausſchließlich von ihren Subalternoffizieren verſehen ließen. Die Überlieferung bezeugt es, daß die Gneiſenauſche Kompagnie jederzeit auf höchſter Stufe taktiſcher Ausbildung geſtanden hat und daß ſie von höheren Vorgeſetzten vielfach anderen Kompagniechefs als Muſterkompagnie bezeichnet worden iſt. Die Überlieferung erzählt ferner, daß Gneiſenau ſchon zu dieſer Zeit ein entſchiedener Gegner des Stockes und der Fuchtel geweſen ſei, ohne die man nach damals allgemein verbreiteter Anſicht unmöglich Zucht und Ordnung aufrecht erhalten konnte, daß er tatſächlich nur die ſchlechten und unverbeſſerlichen Elemente mit körperlichen Strafen bedachte und das Hauptmittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin in der Hebung des Ehrgefühls des gemeinen Mannes geſucht habe. Die Überlieferung erzählt ſchließlich, daß er auch bei der ökonomiſchen Verwaltung ſeiner Kompagnie nicht ausſchließlich die eigenen Intereſſen bedacht habe, ſondern uneigennützig und menſchenfreundlich jedem ſeiner Untergebenen das ihm geſetzlich Zuſtehende auch zukommen ließ. „Er war,“ ſo rühmte man noch viele Dezennien ſpäter in Jauer von ihm, „ein Vater ſeiner Soldaten in der vollſten Bedeutung des Wortes und ein Wohltäter ihrer Witwen und Waiſen.“

Die Ernennung zum Kompagniechef hatte das Gute, daß ſich die pekuniären Verhältniſſe Gneiſenaus weſentlich günſtiger geſtalteten. Während er als Premierleutnant

ſein Leben mit dem beſcheidenen Gehalte von monatlich 15 Talern 18 Groſchen, als Stabskapitän mit etwa 20 Talern beſtreiten mußte, erhöhte ſich ſein Einkommen als Kompagniechef auf etwa 2000 Taler jährlich, eine für die damalige Zeit recht bedeutende Summe. Dieſe Verbeſſerung ſeiner Lage hatte zur Folge, daß er nicht bloß die ihm aus früherer Zeit anhaftenden kleinen Schulden tilgen, ſondern auch ſeinen Vater, der um dieſe Zeit die kärglich bezahlte Stelle eines Bau-Inſpektors zu Brieg innehatte, und ſeine beiden Halbbrüder, die beide auf ſeine Veranlaſſung in die Armee eingetreten waren, unterſtützen, ja daß er daran denken konnte, ſich einen eigenen Herd zu gründen. Die Gelegenheit zur Ausführung dieſes Gedankens fand ſich bald. Die Neigung Gneiſenaus zur Geſelligkeit hatte ihn von Jauer, wie früher von Löwenberg aus, zu mehreren adeligen Gütern der Umgegend, unter anderen auch nach dem etwa zwei Meilen entfernten Wolmsdorf bei Bolkenhain geführt. Hier fand er in der Tochter des Hauſes, einem Fräulein v. Kottwitz, die Gattin und Hausfrau, deren Anmut und häuslicher Sinn ihn im Jahre 1796 zum glücklichſten Ehemann, ſein Haus zum Mittelpunkt aller geiſtig regſamen Elemente der kleinen Garniſonſtadt und ihrer Umgebung machen ſollte.

Soviel Glück und Zerſtreuung er aber auch in ſeinem bald mit mehreren Kindern geſegneten Hausſtande finden und ſo viele Zeit auch die Ausbildung ſeiner Kompagnie in Anſpruch nehmen mochte, ſo vernachläſſigte er doch auch in dieſem Abſchnitte ſeines Lebens ſeine militär-wiſſenſchaftliche Fortbildung nicht. In erſter Linie beſchäftigten ihn die Kriege der franzöſiſchen Revolutionsheere und die Unterſuchung der Urſachen, die dieſe zu ſo großen Erfolgen über die krieggewohnten Heere Öſterreichs geführt hatten. Die blendende Erſcheinung, die in der Perſon des jugendlichen Generals Bonaparte die ganze damalige Welt in Staunen, aber auch zugleich in Be-

sorgnis versetzte, fesselte ihn ganz besonders, und mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte er, soweit dies das gering entwickelte Zeitungs- und Nachrichtenwesen der Zeit zuließ, seine Schritte und suchte sich Klarheit über die Grundlagen seiner gewaltigen Überlegenheit zu verschaffen, derart, daß er später mit Recht sagen konnte: „Bonaparte war mein Lehrer in Krieg und Politik". Mit den kriegsgeschichtlichen Studien verband er diejenigen der militärischen Hilfswissenschaften. Außer den in damaliger Zeit am meisten gelesenen Lehrbüchern der Taktik, der Artilleriewissenschaft und der Befestigungskunst wandte er seine Aufmerksamkeit auch den Reglements und den Dienstinstruktionen, sowohl der eigenen, als auch der fremden Armeen zu. Ein besonders lebhaftes Interesse hatte er für Terrainkunde. Ihr Studium betrieb er auch praktisch, indem er von seiner Garnison aus ausgedehnte Erkundungsritte in die weitere Umgegend unternahm. Ein von ihm eigenhändig geschriebenes Heft: „Rekognoszierungen, betr. das Schlesische Gebirge von der Schneekoppe bis zum Schneeberg auf der glatzisch-mährischen Grenze", hat sich erhalten, es verrät den scharfen Blick und die verständige Auffassung des geborenen Generalstabsoffiziers und läßt es begreifen, wenn sein Verfasser später als Chef des Generalstabs der Schlesischen Armee sich durch seine gründliche Kenntnis des Kriegsschauplatzes auszeichnete.

Seine körperliche und geistige Erholung suchte und fand er in der Beschäftigung mit der Landwirtschaft. Das kleine Vermögen seiner Frau hatte es ermöglicht, im Jahre 1803 das seinem verstorbenen Schwiegervater früher gehörige Gut Mittel-Kauffungen zurückzukaufen; die Nähe von Jauer gestattete, es neben dem Dienste zu verwalten. Was Gneisenau trieb, tat er mit Gründlichkeit, und so wurde er auch im Laufe der Zeit ein ganzer Landwirt, selbstverständlich, soweit dies mit den Pflichten des Kompaniechefs sich vereinigen ließ. Mit Eifer suchte

er sich mit der Literatur über landwirtschaftliche Verhältnisse vertraut, alle Neuerungen und Verbesserungen, von denen er Kenntnis erhielt, sich nutzbar zu machen, hoffte er doch in den Ergebnissen dieser Tätigkeit das Mittel zu finden, die Zukunft seiner sich von Jahr zu Jahr vergrößernden Familie sicher zu stellen, eine Hoffnung, die, wie vorgreifend bemerkt werden möge, sich trotz größten Fleißes infolge der Ungunst der Zeit nicht erfüllen sollte.

Unter diesen teils militärischen, teils wissenschaftlichen, teils ländlichen Beschäftigungen und in regelmäßigem Verlaufe des dienstlichen und häuslichen Lebens war das Jahr 1805 herangekommen. Mehrmals hatte in den letzten Jahren der Staat dicht vor dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich gestanden, stets war es der bis zur Schwäche friedlichen Politik König Friedrich Wilhelms III. gelungen, einem Zusammenstoß auszuweichen und bei den Verwicklungen der übrigen europäischen Staaten den Standpunkt strengster Neutralität zu wahren. Diese Politik festzuhalten, schien im Jahre 1805 nicht mehr möglich. Der Krieg der dritten Koalition gegen Frankreich hatte begonnen, und das inmitten der kämpfenden Parteien liegende Preußen konnte diesmal kaum hoffen, sich der Anteilnahme zu entziehen. Auch hatte Preußen tatsächlich wohl niemals eine größere Veranlassung, niemals mehr eine innere Nötigung zum Kriege. Von Osten her näherte sich seinen Grenzen eine russische Armee und der Zar sprach unverhohlen die Absicht aus, seine Truppen behufs Vereinigung mit den Österreichern durch Süd-Preußen und Schlesien marschieren zu lassen, und während noch von der rasch mobilisierten Armee sich mehrere Korps in Eilmärschen an der Weichsel und in Schlesien sammelten, um diesen Durchmarsch mit Waffengewalt zu verhindern, lief plötzlich und gänzlich unerwartet die Nachricht ein, daß

Marschall Bernadotte mit 30000 Mann französischer Truppen, ohne anzufragen, in das Ansbachische eingerückt sei, die preußischen Husaren zurückgedrängt und trotz aller Proteste der königlichen Behörden den Marsch fortgesetzt habe. Diese freche Grenzverletzung und der Hohn, mit dem Preußen in den darauffolgenden diplomatischen Verhandlungen von Napoleon behandelt wurde, erregte denn auch den Zorn des Königs derart, daß ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich erschien. Scharfe Noten wurden gewechselt und die Aufstellung dreier Armeen in Niedersachsen, Franken und Westfalen angeordnet. Aber noch waren die Truppen nicht an ihren befohlenen Stellungen angelangt, als schon wieder die Friedensliebe des Königs allen kühneren Entschlüssen gegenüber den Sieg davongetragen hatte. Die Schlacht bei Austerlitz bewog die preußischen Staatsmänner, das halbgezogene Schwert wieder in die Scheide zurückzustoßen, der von Österreich übereilt geschlossene Friede von Preßburg und die von Haugwitz in kläglichster und das Ansehen Preußens aufs tiefste untergrabender Weise geführten Unterhandlungen hatten zur Folge, daß am 24. Januar der größere Teil der Armee wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde. Anfang März gelangten die Truppen nach ungemein anstrengenden Märschen wieder in ihre Garnisonen zurück: der richtige Augenblick zum Eingreifen war für Preußen versäumt und trotz aller Demütigung und Unterwürfigkeit nur eine kurze Frist für den unausbleiblichen Kampf mit Frankreich gewonnen.

Der Frühling und Sommer 1806 war für Gneisenau nach den anstrengenden Märschen, zuerst nach Polen, sodann nach Franken, in gewohnter Weise verflossen. Inwieweit er den politischen Ereignissen des vergangenen Jahres zu folgen und Ursache und Wirkung zu übersehen in der Lage gewesen war, entzieht sich unserer Kenntnis, da sich von ihm aus dieser Zeit nur wenige und die inneren Verhältnisse Preußens und seiner Armee

ſtets nur flüchtig ſtreifende Briefe erhalten haben. Wie es ſcheint, hatte Gneiſenau dauernde Friedenshoffnungen nicht gehegt und konnte daher auch nicht überraſcht werden, als am 8. Auguſt die Armee von neuem mobil gemacht und ihre eilige Zuſammenziehung in Thüringen befohlen wurde. „Diesmal werden wir endlich anſetzen, etwas ſpät zwar, doch ſo Gott will, nicht zu ſpät", ſchreibt er anfangs Oktober an einen Freund in Erfurt.

Es waren gemiſchte Gefühle, mit denen Gneiſenau im September 1806 ins Feld rückte. Das Selbſtbewußtſein der preußiſchen Offiziere war durch die Erfolge des großen Königs bis ins Übermaß geſtiegen, die Überzeugung, der erſten Armee der Welt anzugehören, einem Heere, dem auf die Dauer niemand widerſtehen könne, durchdrang das geſamte Offizierkorps vom älteſten General bis zum jüngſten Kornett. Allerdings hatten die Siege der franzöſiſchen Armee über Öſterreicher und Ruſſen dem einſichtsvolleren Teil zu denken gegeben, aber lag in ihnen ein Anlaß zu befürchten, daß es Preußen ebenſo ergehen müſſe? Keineswegs, denn dieſe Armeen waren ja auch der preußiſchen mehrfach unterlegen. Über die neue franzöſiſche Taktik war in den letzten Jahren viel für und wider geſchrieben worden, und die Debatten über ſie bildeten den Hauptgeſprächsſtoff der Offiziere. Manche ſuchten in ihr ausſchließlich die Urſache der Überlegenheit der franzöſiſchen Waffen, aber gerade die berufenſten Männer der Armee teilten dieſe Anſicht nicht, und in der großen Maſſe der Offiziere war die Überzeugung nach wie vor feſtgewurzelt, daß dieſe vielbeſprochenen franzöſiſchen Tirailleurs vor dem Sturmſchritt der preußiſchen Bataillone zerſtieben würden, wie die Spreu im Winde. Auf jeden Fall ſchien die Frage, ob die alte oder die neue Taktik den Vorzug verdiene, erſt gelöſt, nachdem die Hauptvertreter der beiden Richtungen, Franzoſen und Preußen, ſich in ernſtem Waffengange gemeſſen hätten. So zog die preußiſche Armee im September 1806 in ver-

trauensvoller Offensivstimmung ins Feld. Es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß nicht auch Gneisenau diese Zuversicht im großen und ganzen geteilt habe. Auch er war von der Überlegenheit der preußischen Armee tief durchdrungen, und wenn er auch als Füsilier-Offizier und auf Grund seiner in Amerika gemachten Erfahrungen den Wert des Tirailleurgefechts weit höher anschlagen und richtiger beurteilen mochte, als die große Masse seiner Kameraden von der Linien-Infanterie, und wenn er auch weit davon entfernt war, die prahlerische Zuversicht, mit der diese ins Feld rückten, zu billigen, so hatte er doch andrerseits keine Gründe daran zu zweifeln, daß sich die Truppen mit altpreußischer Tapferkeit schlagen würden. Auf den Märschen nach Polen und Franken waren ja manche Schattenseiten der preußischen Heeres-Einrichtungen zutage getreten, und jetzt bei der Vereinigung der Armee in Thüringen kamen weitere zum Vorschein, die Gneisenaus scharfem Blick nicht entgehen konnten, aber alles dies konnte doch nicht seine Hoffnungen in dem Maße erschüttern, daß er den kommenden Ereignissen mit Kleinmut entgegengesehen hätte. „Als Patriot seufze ich", so lautet eine Stelle in einem uns erhaltenen Briefe. „Man hat in Zeiten des Friedens viel vernachlässigt, sich mit Kleinigkeiten abgegeben, des Publikums Schaulust gefrönt und den Krieg, eine sehr ernsthafte Sache, vernachlässigt. Der Geist der Offiziere jedoch ist vortrefflich und hieraus kann ich große Hoffnungen versprechen." Wenn er diesem Satze ein zweifaches: aber, aber ... zufügte, so war dies weniger mangelndes Vertrauen in die Armee als solche, als in ihre Generäle und Führer. Leicht begreiflich! Von seiner kleinen Garnison aus waren ihm die Veteranen der vergangenen Kriege: der Herzog von Braunschweig, der Fürst von Hohenlohe, der Feldmarschall v. Möllendorf, die Generäle Rüchel, Kalkreuth und andere, deren Ruhmeszeit zwar weit zurücklag, die

aber immer noch von dem Nimbus der Friedericianischen Siege umgeben waren, als sichere Bürgen großer Erfolge erschienen, jetzt aber, wo er die alten Herren aus eigener Anschauung kennen lernte, wo er ihre körperliche und geistige Gebrechlichkeit mit eigenen Augen zu sehen, ihre Unbehilflichkeit, ihre mangelnde Initiative und ihre Entschlußlosigkeit aus ihren Maßnahmen zu erkennen Gelegenheit hatte, jetzt mochte ihm die jugendliche Gestalt des französischen Imperators und seine im besten Mannesalter stehenden Marschälle vor das geistige Auge treten und ein ahnungsvolles Bangen und eine sich steigernde Seelenangst vor dem Ausgang des Krieges ihn befallen.

Und diese trüben Ahnungen Gneisenaus sollten sich in vollem Maße erfüllen. Schon der erste Zusammenstoß am 9. Oktober bei Schleiz bewies die Überlegenheit der Franzosen, noch mehr das am folgenden Tag stattfindende Gefecht bei Saalfeld, dessen Wirkung die Stimmung der preußischen Armee ebenso niederdrückte, wie sie die Siegeszuversicht der Franzosen hob. Im preußischen Hauptquartier herrschte nach diesen ersten Mißerfolgen allenthalben Verzagtheit, Unentschlossenheit und Uneinigkeit. Napoleon durchschaute rasch die Gunst der Lage und verstand es, sie mit gewohnter Schnelligkeit und Meisterschaft auszunutzen. Am 14. Oktober griff er die bei Jena stehen gebliebene Armee des Fürsten Hohenlohe an, während das Korps Davout bei Auerstedt den Abmarsch der Hauptarmee, bei der sich der König befand, nach der Unstrut verhinderte. In beiden Schlachten bewährte die preußische Infanterie in dem furchtbaren Feuer und den wiederholten Stürmen ihre zähe Tapferkeit und zeigte sich ihres alten Kriegsruhmes eingedenk, allein der Wucht des französischen Angriffs und dem Ungewohnten des Tirailleurfeuers waren ihre Bataillone auf die Dauer nicht gewachsen, und nach erbittertem Kampfe mußte der Rückzug angetreten werden, der an beiden Stellen sehr bald in wilde Flucht und völlige Auf-

lösung ausartete, um so mehr, als Napoleon nunmehr alle Kräfte zu einer strategischen Verfolgung anspannte, die in bezug auf Energie und Ausdauer ihresgleichen in der Kriegsgeschichte nicht kennt. Die ungeheure Wirkung dieser bis Prenzlau und Lübeck durchgeführten Verfolgung führte denn auch die völlige Vernichtung der preußischen Armee herbei.

Kehren wir zu unserem Helden zurück. Gneisenau hatte in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober mit seiner Kompagnie auf Vorposten, dann vom frühen Morgen an bei Saalfeld getrennt von seinem Bataillon mit dem Gegner in lebhaftem Feuergefecht gestanden. Er hatte, als er sah, daß seine wenigen Schützen nicht ausreichten, um die feindlichen Tirailleurs in Schach zu halten, daß seine in Linie formierte Kompagnie dagegen unverhältnismäßig große Verluste erlitt, nach französischem Muster seine ganze Kompagnie aufgelöst und auch damit tatsächlich einige Erfolge errungen. Von dem mit immer stärker werdenden Kräften auftretenden Gegner zum Rückzug gezwungen, erhielt er von dem Prinzen Louis Ferdinand den Befehl, die Abfahrt einer Batterie zu decken, die sich in einem Hohlweg verfahren hatte und deren Pferde zum Teil getötet waren. Auch dies gelang. Der nunmehr erfolgende Hauptangriff der Franzosen zersprengte aber die gesamte Linie der Preußen, und dem durch einen Streifschuß verwundeten Gneisenau blieb, wollte er der Gefangenschaft entgehen, nichts übrig, als dem Beispiel seiner Leute zu folgen und sich durch die Saale auf das rechte Ufer zu retten, wo er über Rudolstadt und Orlamünde das Korps Hohenlohe erreichte. Die Schlacht bei Jena hatte Gneisenau zuerst im Gefolge des Fürsten Hohenlohe mitgemacht und sodann den tollkühnen Angriff des Korps Rüchel begleitet. Nach dem ersten abgeschlagenen Angriff war er, gleich den übrigen Offizieren des Rüchelschen Stabes, dazu verwendet worden, die schwankenden Bataillone nochmals

zum Sturm vorzuführen. Dann, als alles vergeblich war, wurde er durch den Strom der Flüchtenden mit fortgeriſſen. Auf dem Rückzug war er wieder zu dem Fürſten Hohenlohe gelangt und hatte dieſen in den folgenden Unglückstagen begleitet, Tage, von denen er ſpäter ſchrieb: „Tauſendmal lieber ſterben, als dies wiedererleben.“ Ein gütiges Geſchick hatte ihn der Kapitulation von Prenzlau entzogen. Vorausgeſchickt, um auf den Wegen, welche die Armee zum Rückzug einſchlagen ſollte, die Vorbereitungen zur Unterbringung und Verpflegung zu treffen, hatte er ſich von der Armee getrennt und war ſchließlich nach deren Kapitulation und nach mühſeligen Irrfahrten glücklich nach Königsberg gelangt.

Für die geiſtige Entwicklung Gneiſenaus waren dieſe Erlebniſſe und die bei Saalfeld und Jena gemachten Erfahrungen von größter Bedeutung. Er hatte den Krieg, den er bis dahin nur aus Büchern kannte, er hatte die franzöſiſche Armee und ihre Führer, deren Taten er jahrelang mit Aufmerkſamkeit gefolgt war, das Übergewicht ihrer Taktik und die Überlegenheit ihrer Organiſation nunmehr aus eigener Erfahrung kennen gelernt, er hatte am eigenen Leibe erfahren, welche Wirkung Energie und Schnelligkeit der Bewegungen hervorzubringen imſtande waren, welche Bedeutung der Ausnutzung des Sieges, der Verfolgung nach der Schlacht beizulegen iſt. Gewohnt, ſich über Urſache und Wirkung ein möglichſt klares Bild zu ſchaffen, benutzte er die unfreiwillige Muße, zu der ihn der Gang des Krieges in Königsberg verurteilte, dazu, eine umfangreiche Denkſchrift niederzuſchreiben, in der er die Gründe der erlittenen Niederlagen eingehend entwickelte, die falſche Politik der Regierung, die Verkehrtheit der militäriſchen Maßnahmen, das Verhalten der Führer, der Armee, aber auch des geſamten Volkes einer einſchneidenden, erbarmungsloſen Kritik unterzog. Nicht Verrat oder böſer Wille, ſondern die der Armee anhaftenden Mängel waren nach ſeiner

Meinung die Urſache des nationalen Unglücks, vor allem das Unkriegsmäßige der Ausbildung, die beinahe in allen Zweigen ungenügende Vorbereitung für den Krieg, die in langen Friedensjahren zur Tagesordnung gewordene Beſchäftigung mit unnützen, nur für die Schauluſt des Publikums erfundenen Kleinigkeiten der Elementartaktik, das Rekrutierungsweſen mit allen ſeinen Exemptionen, das nur einen Teil der Nation zu den Waffen verpflichtete, deſſen Dienſtzeit über die Gebühr verlängerte, und ihn mit einem Widerwillen gegen alles Soldatentum erfüllte, der nur durch die Bande einer eiſernen Disziplin überwunden werden konnte, das unglückſelige Populationsſyſtem, das dem Soldaten erlaubte, ſich mit einer Familie zu belaſten, deren Ernährung, wenn ihn der Krieg von ſeinem Herde abrief, meiſt der Wohltätigkeit der Zivilbevölkerung überlaſſen blieb und deren Schickſal oft dem bekümmerten Vater das Ende des Krieges wünſchenswert machte, das Beurlaubungsweſen, das den darauf mit ſeinen Einkünften angewieſenen Kompagniechef verleitete, den noch ſchlecht ausgebildeten und wenig disziplinierten Rekruten vorzeitig in ſeine Heimat zu entlaſſen, die ſchlechte Verfaſſung der Regiments-Artillerie, die niemals der zahlreichen reitenden Artillerie der Franzoſen ſich entgegenſtellen konnte, die mangelhafte Beſchaffenheit der Waffen, die Zerſplitterung und falſche Verwendung der Kavallerie, das hohe Alter und die geringe Kriegsausbildung der Generäle, Feſtungskommandanten und ſonſtigen höheren Offiziere. Nächſt den Mängeln der Heeresverfaſſung aber bezeichnet er als Haupturſache des Zuſammenbruchs des Staates den ſchlaffen Geiſt des Zeitalters. „Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft, keine Fähigkeit von oben. Kleinmut herrſcht beinahe überall, und das Zeitalter iſt ſo kraftlos, daß die Idee mit Anſtand zu fallen für eine poetiſche Exaltation gilt. Jeder will nur ſich und ſeine Genüſſe retten, und dem Ehrliebenden bleibt nichts übrig,

als diejenigen zu beneiden, die auf dem Schlachtfeld blieben."

Wenige Monate ſpäter, zu Ende des Jahres finden wir Gneiſenau in Alexoten, einem kleinen Dorfe in Polniſch-Litauen, nahe der ruſſiſchen Grenze. Sein rühmliches Verhalten bei Jena hatte ihm die Beförderung zum Major gebracht, und der König hatte ihn als „Brigadier" an die Spitze von vier neugebildeten Reſerve-Bataillonen geſtellt, deren Organiſation und Ausbildung er vollenden ſollte, — eine ſchwierige, und da ihm in ſeiner Stellung die nötige Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit fehlte, auch undankbare Aufgabe. Die vier Bataillone ſtanden meilenweit voneinander entfernt, die Elemente, aus denen ſie zuſammengeſetzt waren, beſtanden aus einem Miſchmaſch ranzionierter Soldaten aller Waffen, Angehörigen früherer Garniſon-Bataillone und friſch ausgehobenen Mannſchaften, die Offiziere, einſchließlich der Kompagnieführer, zum größten Teil aus ganz jungen Leutnants. Bekleidung und Ausrüſtung waren im höchſten Grade mangelhaft und unvollſtändig, ohne jede Spur von Gleichmäßigkeit. Sollten dieſe verſchiedenartigen, wenn auch meiſt gutwilligen Elemente noch für dieſen Krieg verwendungsfähig gemacht werden, ſo war die angeſtrengteſte Tätigkeit und die äußerſte Tatkraft nötig, um ſo mehr, als alle Magazine fern und Vorgeſetzte und Behörden trotz der vorhergegangenen Schickſalsſchläge nur ſchwer aus dem langſamen Geſchäftsgang einer vieljährigen Friedenszeit herauszurütteln waren. So entſtand für Gneiſenau eine ungemein arbeitsreiche, ja geradezu aufreibende Zeit, ausgefüllt mit endloſen Schreibereien an die verſchiedenen Behörden, mit Beſichtigungsreiſen, langwierigen Verhandlungen mit Lieferanten und Handwerkern aller Art, dabei doch wenig befriedigend, da trotz aller Mühe und Arbeit die Organiſation, Ausbildung und Bekleidung der Bataillone

nicht recht vorwärtsschreiten wollte. So unangenehm diese Zeit aber auch für Gneisenau sein mochte, so war sie doch zweifellos im hohen Grade nützlich für ihn. Sie lehrte ihn den Widerstand schwerfälliger und in alten Anschauungen befangener Vorgesetzter überwinden, sie zwang ihn auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst zu helfen, sie weckte seinen Erfindungsgeist in der Beschaffung von Hilfsmitteln, sie gab ihm die nötige Erfahrung in der Behandlung lässiger Untergebener und gleichgültiger Zivilarbeiter, kurzum, sie war eine vorzügliche Vorschule für seine Tätigkeit in der Zeit der Reorganisation der Armee und der Rüstungen für den Krieg 1813.

Es ist erstaunlich, daß Gneisenau bei so anstrengender Tätigkeit noch Zeit und Muße fand, die Erfahrungen, die er in bezug auf Organisation und Ausbildung der leichten Infanterie gewonnen, in einer ausführlichen Denkschrift niederzulegen. Von der Überzeugung ausgehend, daß für die Armee nichts wichtiger sei, als die weitere Ausdehnung des Schützengefechts, sandte er seine Arbeit dem König und sprach bei dieser Gelegenheit zugleich die dringende Bitte aus, ihm wiederum eine Stellung in der Feldarmee anzuweisen. Der König antwortete ihm sehr gnädig, ließ seiner gründlichen Dienstkenntnis volle Gerechtigkeit widerfahren und versprach bei der in ruhigeren Zeiten vorzunehmenden Reorganisation der Armee volle Berücksichtigung seiner Vorschläge. Auch sein unmittelbarer Vorgesetzter, Major v. Bronikowski, sprach sich sehr anerkennend über den Inhalt der Denkschrift aus. „Wenn die Armee einst reorganisiert wird, so wünschte ich, daß man E. H. die Partie des leichten Dienstes übertragen wollte, wir würden dann gewiß den Wust des Zeremoniells und der überflüssigen Paraden, welche bisher so empfehlend waren, wie Beispiele genug beweisen, verbannen und uns für unsere wahre Bestimmung bilden."

Nach vierteljährlicher anſtrengender Tätigkeit ſchlug endlich die Befreiungsſtunde aus dem ſchwierigen Dienſtverhältniſſe. Am 14. März erhielt Gneiſenau den Königlichen Befehl, mit zweien ſeiner Bataillone zur Verſtärkung der Beſatzung von Danzig abzugehen. Am 31. März erreichte er unbehelligt ſeine Beſtimmung, aber ſchon elf Tage ſpäter erhielt er die Ernennung zum Kommandanten von Kolberg und gelangte damit auf einen Poſten, der ihn zuerſt den weiteſten Kreiſen des Volkes und der Armee bekannt machen und die Grundlage zu ſeinem unſterblichen Ruhm legen ſollte.

III. Kolberg.

Die kleine Oſtſeefeſtung Kolberg war einer der wenigen feſten Plätze Preußens, der ſich nicht beim erſten Erſcheinen der Franzoſen dem Gegner ſofort ergeben, ſondern ſeinen alten Traditionen entſprechend, ſich mutvoll verteidigt hatte, trotzdem ſeine Werke und Armierung nicht weniger vernachläſſigt waren, wie die der übrigen Feſtungen, trotzdem ſeine Beſatzung ſchwach und unzuverläſſig, ſein Kommandant, Oberſt v. Lucadou, ſeiner Aufgabe ebenſowenig gewachſen war, wie ſeine Kollegen in Magdeburg, Küſtrin und Stettin. Mehrere Umſtände hatten hierbei günſtig mitgewirkt. Zuerſt der Umſtand, daß die für den Vormarſch der Franzoſen gegen Rußland in erſter Linie in Betracht kommenden Straßen ſich abſeits der Feſtung hinzogen und alſo der Strom der franzöſiſchen Heerſcharen nicht ſofort die Feſtung berührte, daß hierdurch alſo dem Kommandanten Zeit gegeben wurde, ſich auf ſeine Pflichten zu beſinnen und die Werke in einen beſſeren Zuſtand zu verſetzen. Sodann die günſtige Lage. In einer ſumpfigen Niederung zu beiden Seiten der Perſante gelegen, beſaß Kolberg aus-

gedehnte Einrichtungen zur Überschwemmung seines Vorgeländes, so daß ein Angriff, aus welcher Richtung er auch kommen mochte, überall auf große Schwierigkeiten stieß und auf wenige schmale Zugänge angewiesen blieb, vorausgesetzt, daß die nötigen Maßregeln rechtzeitig getroffen waren. Die Verbindung mit dem Meere ließ, solange es gelang sie offen zu halten, leicht einen Ersatz der Verluste an Menschen und Kriegsbedarf zu, die reiche Umgegend ermöglichte eine ausreichende Verproviantierung. Tatkräftig unterstützt durch den energischen Vizekommandanten Hauptmann v. Waldenfels, und den nach der Schlacht bei Auerstedt nach Kolberg gelangten kühnen Streifkorpsführer Leutnant v. Schill, hatte denn auch Oberst v. Lucadou manches getan, um den Zustand der Festung zu verbessern. Dank der offenen Verbindung mit dem Meere war es gelungen, aus England, Schweden und Dänemark einige Schiffsladungen Geschützrohre, Munition und sonstigen Kriegsbedarf nach Kolberg gelangen zu lassen, aus den massenhaft herzuströmenden Freiwilligen und ranzionierten Soldaten zu den ursprünglichen beiden Besatzungs-Bataillonen noch drei weitere zu bilden und die Artilleriemannschaften zu ergänzen, so daß nach Eintreffen noch zweier neuformierter Reserve-Bataillone die Besatzung auf 6000 Mann angewachsen war. Trotzdem war die Lage der Festung derart, daß ein ernsthafter Angriff der Franzosen kaum längeren Widerstand finden konnte, um so mehr, als die Persönlichkeit des zwar ehrenwerten, aber alten, wenig energischen und in militärischen Vorurteilen befangenen Kommandanten eine Ausnutzung aller Kräfte bis zum Äußersten kaum erwarten ließ. Das wenig tatkräftige Verhalten Lucadous hatte denn auch die patriotisch gesinnte Bürgerschaft in lebhafte Aufregung versetzt; sein Hochmut, mit dem er das Anerbieten der Bürger, wie zu Zeiten des siebenjährigen Krieges, bei der Verteidigung der Stadt mitwirken zu wollen, ablehnte, ja selbst die Bitte, sie bei den

Festungsarbeiten zu verwenden, abschlug, hatten das Verhältnis zwischen Bürgern und Kommandanten zu einem geradezu feindseligen gestaltet. Als er den durch seine erfolgreich verlaufenen Streifzüge ungemein populären Freischarenführer Schill in seinen Unternehmungen nicht nur nicht unterstützte, sondern ihn sogar wegen Insubordination in Haft setzte, wuchs die Erregung bis zum Äußersten. Die Bürger rotteten sich zusammen, und nur dem Einflusse ihres Repräsentanten Nettelbeck war es zu verdanken, daß die Menge nicht in offenem Aufruhr den Gefangenen befreite.

Wir sehen, Gneisenaus Ernennung an Stelle Lucadous kam zur rechten Zeit. Sofort zeigte sich, daß er der rechte Mann für den ihm anvertrauten Posten war. Nahm schon seine im kräftigsten Mannesalter stehende Persönlichkeit, seine imponierende Gestalt und sein gewinnendes Benehmen Garnison und Bürgerschaft von vornherein gefangen, so eroberte er sich durch eine sofort nach seiner Ankunft an die Garnison gehaltene eindrucksvolle Ansprache alle Herzen und als er auch die Bürgerschaft durch ihre Repräsentanten auffordern ließ, des hochherzigen Benehmens ihrer Vorfahren im siebenjährigen Kriege eingedenk zu sein und sich ihrer würdig zu zeigen, war auch diese vom vollsten Vertrauen in die Zukunft erfüllt und mit der Garnison darin einig, für die Erhaltung der Festung zu leben und zu sterben und sich allen Anordnungen des Kommandanten, so viele Opfer sie auch kosten würden, mit Freuden zu unterwerfen. Indem Gneisenau so die vorhandenen Kräfte in ihrer Leistungsfähigkeit steigerte, neue entdeckte und nutzbar machte, alle aber mit Tatkraft und Umsicht zu einem Ziel hinleitete, gelang es ihm, eine Verteidigung der Festung herbeizuführen, die an und für sich und für alle Zeiten zu den heldenmütigsten und ruhmvollsten gehört, die jemals geführt worden sind, in jener Zeit allgemeiner Schwäche und Mutlosigkeit aber wahrhaft be-

lebend wirkte und eine Tat war, an der sich der tiefgebeugte Geist des Volkes und der Armee wieder einmal aufrichten konnte. Auf den Gang der Belagerung und Verteidigung Kolbergs hier näher einzugehen, erscheint für die Zwecke dieser Arbeit überflüssig, wohl aber ist es nötig, den Gedankengang zu skizzieren, der den Maßnahmen Gneisenaus zugrunde lag.

Wir erinnern uns, daß Gneisenau bei seinen als Leutnant und Hauptmann in Jauer getriebenen militärisch-theoretischen Studien auch die Fortifikation und den Festungskrieg nicht vernachlässigt hatte, daß er namentlich den Belagerungen der festen Plätze in den Kriegen der französischen Republik mit Aufmerksamkeit gefolgt war, und daß er sogar über die Belagerung von Valenciennes im Jahre 1793 einen kleinen Aufsatz niedergeschrieben hatte. In diesem letzteren hatte er zunächst, unter Hervorhebung der wichtigsten Momente, den Verlauf der Belagerung im allgemeinen skizziert und dann am Schluß seiner Arbeit unter der Überschrift „Resultate" das Verhalten des französischen Kommandanten kritisch beleuchtet. Er hatte in seiner Kritik der Ansicht Ausdruck gegeben, daß der Kommandant seine Aufgabe nur schlecht erfüllt habe, weil er sich trotz der ihm zur Verfügung stehenden starken Besatzung sofort auf die eigentliche Festung einschränken ließ und nicht, gestützt auf feldmäßig verstärkte Punkte des Vorgeländes, einen energischen Außenkrieg geführt und dem Feind die Annäherung an die Festungswerke selbst erschwert habe. Er hatte dann eine Reihe von Maßregeln angegeben, die zu diesem Zwecke hätten ergriffen werden müssen, und mit der Bemerkung geschlossen, daß wahrscheinlich die Feindseligkeit des französischen Ingenieur-Korps gegen die Vorschläge des Marquis Montalembert an diesen Unterlassungen schuld sei. In diesem Schriftstück haben wir den unentbehrlichen Schlüssel für das Wirken Gneisenaus in Kolberg; es beweist uns, daß Gneisenau in jener seiner Vorbereitungs-

zeit tatsächlich ernsthafte Studien getrieben, daß er über die älteren Vaubanschen und die neueren Montalembertschen Ansichten über Befestigungen und ihre Verteidigung zu klaren Anschauungen gelangt war, daß er also in Kolberg nicht bloß nach naturalistischem, genialem Instinkt, sondern nach innerlich durchgebildeten Ansichten gehandelt, und daß er schon damals mit richtigem Urteil auf diesem, gar nicht zu seinem Spezialberuf gehörigen Gebiete den entscheidenden Punkt, in dem eine neue Entwicklung sich von der Vergangenheit abtrennte, herausgefunden hat.*)

Indem Gneisenau sich dazu entschloß, die Montalembertsche Lehre einer „aktiven" Verteidigung in der Praxis anzuwenden, d. h. dem Feind nicht erst hinter den Festungswällen Widerstand entgegenzusetzen, sondern ihm schon die Annäherung an diese schwierig und verlustvoll zu machen, gelang es ihm, den Belagerer von der Eröffnung der ersten Parallele an bis zur Beendigung der Belagerung, d. h. während eines Zeitraumes von 45 Tagen, in einer Entfernung von der Festung aufzuhalten, wo unter gewöhnlichen Verhältnissen die Belagerung erst zu beginnen pflegt. Er ergriff damit zugleich das einzige Mittel, seinem Könige die Festung zu erhalten, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn es nicht gelungen wäre, den Feind so lange wie möglich von den Festungswerken fernzuhalten und ein Bombardement der Stadt zu verhindern, die Festung bei dem Mangel an bombensicheren Unterkunftsräumen und Magazinen sehr bald zur Übergabe gezwungen gewesen wäre. Zum Zweck des Fernhaltens des Gegners brachte Gneisenau ein zweifaches Verfahren in Anwendung, indem er einmal alle dem Verteidiger zu Gebote stehenden Mittel der Feldbefestigung mit beispielloser Unermüdlichkeit aufbot, um dem Feinde selbst mit

*) Delbrück, Gneisenau I, 75.

Werken entgegenzugehen, demnächſt, indem er durch unabläſſige Ausfälle den Feind nötigte, bei ſeinem Vorgehen gegen die improviſierten Werke mit größter Behutſamkeit zu verfahren, ihn dadurch in ſeinem Vorſchreiten aufhielt, ihn häufig ſogar aus ſchon genommenen Geländeſtrecken wieder zurückwarf. Die Verteidigung von Kolberg gewährt daher, wie keine andere, ein lehrreiches Beiſpiel für das, was ein energiſcher Kommandant durch ein aktives Verfahren des Ingenieurs und der Beſatzung zu leiſten imſtande iſt. Daß zur Durchführung eines derartigen Verfahrens im vorliegenden Falle eine außergewöhnliche Umſicht und Energie nötig war, bedarf wohl kaum eingehender Begründung, fehlte doch anfänglich faſt alles, was eine aktive Verteidigung ermöglichen konnte. Weder Geſchütze noch Munition, weder Schanz- noch Handwerkszeug, weder Paliſaden noch Bauholz, weder Ingenieure und Aufſeher noch geübte Arbeiter waren ausreichend vorhanden, ſchließlich fehlte es ſogar an Geld zur Beſchaffung dieſer Bedürfniſſe. Manches konnte nur unvollkommen, manches erſt ſpät erlangt werden, aber dank Gneiſenaus Umſicht, Tätigkeit und Erfindungsgabe gelang es doch ſchließlich immer, ſich das Notwendigſte zu verſchaffen und durch die Tapferkeit und die Hingebung der Beſatzung das Fehlende zu erſetzen. Das Beiſpiel des hochherzigen Kommandanten riß Offiziere wie Soldaten mit ſich fort, und die Bürgerſchaft, an ihrer Spitze der greiſe Nettelbeck, wetteiferten mit der Beſatzung in geduldigem Ertragen der unſäglichen Beſchwerden und Entbehrungen einer langwierigen Belagerung.

Der König geizte nicht mit Ausdrücken ſeiner Zufriedenheit. Schon auf den erſten eingehenden Bericht Gneiſenaus hatte er geantwortet: „Ich habe Ihren Bericht mit vielem Vergnügen geleſen und überzeuge mich daraus um ſo mehr von der guten Wahl, die ich in Anſehung Eurer zum interimiſtiſchen Kommandanten ge-

troffen habe. Ihr habt gleich die dortigen Angelegenheiten aus dem richtigen Geſichtspunkte betrachtet und die Anordnungen, welche Ihr zur Verteidigung notwendig haltet, mit Kraft in Ausführung bringen laſſen, ohne erſt lange Bedenklichkeiten darüber zu haben und weitläufige Anfragen zu machen. Ich bezeuge Euch über dieſe Energie, womit Ihr hier zu Werke gegangen ſeid, meinen vollkommenen Beifall um ſo lieber, als Ich bei Euren Anordnungen auch nicht das geringſte zu erinnern finde."

So hatte die Feſtung bis Ende Juni, alſo bis zu der Zeit erfolgreichen Widerſtand geleiſtet, wo an anderer Stelle ſchon die Entſcheidung des Krieges gefallen war. Am 14. Juni hatte Napoleon den Sieg bei Friedland erfochten, und am 25. war der Waffenſtillſtand geſchloſſen worden, der den Feindſeligkeiten ein Ende machte. Aber nicht vor Kolberg. General Loiſon, der Kommandeur der Belagerungstruppen, beſchloß, obwohl er zweifellos von dem Abſchluß des Waffenſtillſtandes Nachricht hatte, noch eine letzte Anſtrengung zu machen, um ſich Kolbergs vor ſeiner offiziellen Bekanntmachung zu bemächtigen. Eine allgemeine Beſchießung, verbunden mit einem gleichzeitigen, auf allen Fronten unternommenen gewaltſamen Angriff, ſollte den Kommandanten noch im letzten Augenblick zu einer Kapitulation zwingen.

Am 1. Juli, morgens drei Uhr, gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Beginn einer 36 Stunden ununterbrochen fortdauernden Beſchießung, während zu gleicher Zeit die Sturmkolonnen der Franzoſen von allen Seiten gegen die Stadt anrückten. Die Verſchanzungen auf der ſog. Maikuhle gingen zwar verloren, auf allen anderen Punkten aber wurde der gewaltſame Angriff mutig zurückgeſchlagen. Nach einer von Loiſon an den Kommandanten gerichteten, aber mit Würde zurückgewieſenen Aufforderung zur Übergabe wurde das Bombardement mit um ſo größerer Heftigkeit fortgeſetzt; man zählte in der Stunde durchſchnittlich 183 Schuß; die

Häuſer in der Stadt litten bedeutend, und die Beſtürzung der Einwohner war allgemein. In der Nacht dauerte das Bombardement in gleicher Stärke fort. Der Feſtungsbauhof, das Rathaus, die zum Lazarett eingerichtete Marienkirche und viele andere Gebäude der Stadt brannten nieder. Der Feind ſchien jetzt ſeine Anſtrengungen zu verdoppeln, während man in der Stadt aus Erſchöpfung des Feuers nicht mehr Herr werden konnte. Gneiſenau verlor trotz der von allen Seiten andringenden Gefahr keinen Augenblick ſeine Ruhe und Beſonnenheit. Überall, wo es not tat gegenwärtig, traf er die zweckmäßigſten Anordnungen, ſein heiterer Mut feuerte auch die Kleinmütigſten an. Er hatte ſeine Wohnung in der Kommandantur längſt aufgegeben, ein ehemaliges Gefangenenſtübchen gewährte ihm ein Obdach für die wenigen Stunden der Ruhe, die er ſich gönnte, eine Pritſche war ſein Lager und der Cavalier auf dem Baſtion Preußen, dem höchſten Punkte der Feſtung, ſein Standpunkt, wenn nicht die Gefahr an einer anderen Stelle ſeine Gegenwart erforderte.

Am Vormittag des 2. Juli ließ Gneiſenau das Geſchützfeuer auf dem Hauptwalle einſtellen, um die Munition und die Kräfte der Mannſchaften zur Abwehr eines vom Feinde etwa zu unternehmenden Sturmes aufzuſparen, nur die Artillerie der Außenwerke blieb, und zwar mit günſtigſtem Erfolge in Tätigkeit. Der Feind ſetzte dagegen das Bombardement mit aller Kraft fort. Um Mittag begannen ſeine Sturmangriffe von neuem. Loiſon ſchien jetzt alle Rückſicht auf Schonung ſeiner Truppen aus den Augen zu ſetzen und um jeden Preis ſich der Feſtung bemächtigen zu wollen. Mit einer ſtarken Kolonne drang er vom Wolfsberg vor, warf die Vorpoſten am Strande und im Münderfelde bis hinter die Ziegelſchanze zurück und verſuchte, in die Kehle des Werkes einzudringen, aber wiederum wurden ſeine Angriffe allenthalben von den Grenadieren ſiegreich zurück-

geſchlagen, und den als Reſerve bereitgehaltenen Füſilieren, den Jägern und den beiden in der Feſtung vorhandenen Eskadrons Kavallerie gelang es ſogar, den Feind bis zum Wolfsberg wieder zurückzuwerfen. Auch bei einem zu gleicher Zeit auf die Lauenburger Vorſtadt unternommenen Angriff vermochte der Feind nicht einen Schritt Gelände zu gewinnen.

So war bereits die dritte Nachmittagsſtunde herangekommen, man ſchickte ſich auf beiden Seiten an, friſche Truppen ins Gefecht zu führen, die Flammen in der Stadt griffen immer weiter um ſich, als plötzlich das feindliche Feuer verſtummte. Man bemerkte die Annäherung eines preußiſchen Offiziers mit weißer Flagge: Es war der von Loiſon widerrechtlicherweiſe zurückgehaltene geweſene Leutnant v. Holleben, der endlich die Erlaubnis erhalten hatte, die Nachricht von dem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand zu überbringen. Die Feindſeligkeiten hatten damit ein Ende. In ſeinem Innern von den widerſprechendſten Gefühlen bewegt, gab Gneiſenau die Befehle zur Einſtellung des Kampfes. Wohl mochte er ſich im Intereſſe der Beſatzung und der Bürgerſchaft freuen, daß die Drangſale der Belagerung und des Krieges zu Ende waren, wohl mochte ſein Selbſtgefühl ſich in dem Gedanken befriedigt fühlen, daß er ſelbſt ſeine Aufgabe erfüllt, ſein Wappenſchild rein und makellos erhalten und er dem Könige eine Feſtung gerettet habe, aber andererſeits mußte die Ausſicht auf den zu erwartenden unglücklichen und dabei wenig ehrenvollen Frieden ſein Herz beſchweren und das Aufgeben der bisher noch ſtets gehegten Hoffnung, daß der Krieg noch in letzter Stunde eine Wendung zum Beſſern nehmen würde, konnte nicht anders, als ihn tief niederbeugen.

Unter den von Holleben überbrachten Depeſchen befand ſich auch ein Schreiben des Königs, in dem er Gneiſenau ſeine Allerhöchſte Anerkennung für die tapfere Verteidigung der Feſtung ausſprach und ihm als Zeichen

ſeiner Zufriedenheit die Beförderung zum Oberſtleutnant anzeigte. Die Bewilligung aller von Gneiſenau für die Beſatzung und die Bürgerſchaft vorgeſchlagenen Belohnungen erfolgte alsbald, wie denn der König auch ſpäter nicht müde wurde, alle diejenigen, die ſich bei der Belagerung ausgezeichnet hatten, mit Beweiſen der Anerkennung und Dankbarkeit zu überhäufen. Den Offizieren und Mannſchaften der Beſatzung wurde eine reichliche Belohnung, ſowohl durch außerordentliche Beförderungen als auch durch Verleihung von Orden und Ehrenzeichen zuteil. Die beiden aus der Beſatzung gebildeten Infanterie-Regimenter erhielten in ehrender Anerkennung ihres Benehmens, das eine den Namen Leib-Regiment, das andere die Benennung Kolberger Regiment, die ſie noch heute führen. Der Bürgerſchaft aber erließ der König am 20. Oktober, in Anbetracht ihrer Treue und Anhänglichkeit und mit Rückſicht auf die von ihr gebrachten Opfer, den ganzen Anteil an der franzöſiſchen Kriegskontribution mit 180216 Talern. Auch Gneiſenau wurde noch in der Folge mit Auszeichnungen bedacht. Einer Kabinettsorder vom 31. Juli fügte der König eigenhändig noch folgende Zeilen hinzu: „Ihr kraftvolles und kluges Wirken, ſowie das ehrenvolle Benehmen der Kolberger Garniſon und ſeiner treuen Bürgerſchaft wird Ihnen gemeinſchaftlich in den Annalen der vaterländiſchen Geſchichte in dieſen verhängnißvollen Zeiten ein ewiges, unvergängliches Denkmal ſtiften.“ Durch Kabinettsorder vom 17. Auguſt erhielt Gneiſenau, außer dem Orden pour le mérite, als Beweis der beſonderen Zufriedenheit des Königs die 500 Taler betragenden Einkünfte der Amtshauptmannſchaft Zehden, der Grenadierſchanze auf dem Wolfsberg aber legte der König zum immerwährenden Andenken den Namen „Gneiſenauſchanze“ bei. Nicht weniger als dieſe Gnadenbeweiſe des Königs mochten Gneiſenau die von allen Seiten bei ihm einlaufenden Glückwunſch- und Dankesſchreiben preußiſcher

Patrioten erfreuen, konnte er doch aus ihnen erſehen, welch erhebenden Eindruck auf die niedergebeugten Herzen die tapfere Verteidigung der Feſtung gemacht, wie ſie in dieſem düſteren Jahr nationalen Unglücks der leuchtende Stern war, auf den ſich die Blicke aller derer gerichtet, die in den Tagen der tiefen Trauer einer Herzſtärkung bedurft hatten. „Auf Sie, teuerſter Herr Oberſtleutnant,“ ſo ſchreibt einer ſeiner Bewunderer, „auf Ihre kleine mutige Schar ſind wir ſtolz, Sie haben dem Feind, dem übermütigen Feind gezeigt, daß Preußens Krieger noch da ſind und ewig bleiben werden. Kolberg und ſeine tapferen Verteidiger haben dem Feind gezeigt, daß er nicht zu ſtolz auf die errungenen Siege ſein darf, und daß eine Zeit kommen wird, wo der gute König ihm alles entreißen wird, was uns durch Verräterei und ſchlechte miſerable Dispoſitions verloren ging.“ Wie aus dieſem Schreiben, ſo klingt aus zahlreichen anderen der Gedanke und die Überzeugung hindurch, daß, ſolange es noch Männer in der Armee gäbe, die eine ſo ſchwierige Aufgabe mit ſo hohem Geiſt aufzufaſſen vermöchten wie Gneiſenau, ſolange die Armee noch Truppen zählte, die mit ſo eiſerner Tatkraft, mit ſolch kühnem, ſelbſtvergeſſenem Mute und nie ermüdender Ausdauer ihre Pflicht erfüllten wie die Beſatzung von Kolberg, ſolange der König noch Untertanen beſäße, die mit ſo patriotiſchem Sinn Unglück und Entbehrung zu ertragen verſtänden wie Nettelbeck und ſeine Mitbürger, der Staat Friedrichs des Großen noch nicht verloren, und die Hoffnung nicht aufzugeben ſei, daß den Zeiten des Niedergangs auch wieder Jahre des Aufblühens zur früheren Größe folgen würden; dieſe Hoffnung und dieſe Zuverſicht in einem großen Teil des Volkes erweckt zu haben, war das Verdienſt Gneiſenaus. So war Gneiſenau durch ſeine Verteidigung von Kolberg der Held der ganzen Nation geworden, und von nun an waren die teuerſten Hoffnungen der Patrioten aufs engſte verknüpft mit ſeiner Zukunft.

IV. Wiedergeburt Preußens.

Die Schlachten von Jena und Auerstedt hatten die Kraft des preußischen Staates gebrochen, der Friede von Tilsit ihn aus den Reihen der Großmächte gestrichen. Auf die Hälfte seines bisherigen Umfanges verkleinert, mit unerschwinglichen Kriegslasten belastet, ohne Heer und ohne Waffen, der Mehrzahl seiner Festungen beraubt, jeder Hoffnung und jeden Vertrauens in die Zukunft bar, schien der Staat Friedrichs des Großen kaum mehr lebensfähig und einem langsamen, aber unabwendbaren Siechtum verfallen. Sollte aus den Ruinen neues Leben entstehen, so durfte man sich nicht damit begnügen, einige der zutage getretenen Mißstände zu beseitigen, es war vielmehr nötig, eine gründliche Umformung der den Staat bildenden Elemente zu vollziehen, neue Männer mit neuen Ideen an die Spitze der Regierung zu berufen und ihre reformierende Tätigkeit, den Verfechtern veralteter Anschauungen zum Trotz, mit allen Mitteln der Staatsgewalt zu unterstützen. Nur so konnten die in dem Volke schlummernden Kräfte wieder geweckt und zu neuem Leben befähigt werden. Der Anstoß zu so weitgehenden Reformen konnte selbstverständlich nur vom Könige ausgehen. Es war ein Glück, daß König Friedrich Wilhelm III. ein Mann war, der, solange er nicht fremder, vermeintlich besserer Einsicht vertrauen zu müssen glaubte, mit klarem Blick die Mängel des Staatswesens erkannte, daß er auch den festen Willen besaß, ihnen abzuhelfen und nicht zögerte, aus den Männern, die in den Tagen allgemeiner Schwäche und Mutlosigkeit die Feuerprobe bestanden hatten, seine neuen Ratgeber zu wählen. Zu den Männern seines Vertrauens gehörte nunmehr auch Gneisenau. Kurz nach Beendigung der Belagerung von Kolberg berief ihn der König nach Memel in die neugebildete Militär-Reorganisationskommission,

der unter dem Vorsitze von Scharnhorst die große Aufgabe zugewiesen war, das zertrümmerte Gebäude der Armee auf neuer Grundlage wieder aufzubauen, derart, daß es dem Staate eine zuverlässigere Stütze würde, als das in Schutt und Asche gelegte, angepaßt den viel enger gewordenen Verhältnissen des Staates und entsprechend dem Geiste und den Forderungen der Zeit.

Wie sehr Gneisenau befähigt war, einen tüchtigen Gehilfen beim Neubau des Staates und der Armee abzugeben und wie sehr er es verstand, die Fragen der Armee-Reorganisation auch vom Standpunkte des Staatsmannes zu betrachten, beweisen einige Gedanken, die er zu dieser Zeit in kurzen abgerissenen Sätzen zu Papier brachte.

„Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte."

„Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen und schlossen den gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche

der Adelige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr, als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft."

„Die Revolution hat die ganze nationale Kraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum noch nicht für sie vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen."

„Man klagt über Entnervung und Entartung der Völker; aber nichts hat mehr dazu beigetragen, als die stehenden Heere, die den kriegerischen Geist der Völker und ihren Gemeinsinn zerstörten. Sie sind eine mehr eingebildete, als wirkliche Macht ... Wenn das stehende Heer vernichtet ist, welche Sicherheit hat dann der Staat? — Die stärkste Stütze der Macht der Regenten ist unstreitig das Volk. Der Glanz der Kronen, ihre Sicherheit, alle Mittel der Erhaltung beruhen auf ihm — durch stehende Heere trennen die Regierungen ihre Interessen von denen des Volkes. — Die Aufgabe ist, eine von anderen Völkern beneidete Konstitution zu haben; dabei die Mittel vorbereitet, um zur entscheidenden Stunde gerüstet dazustehen, andere Staaten zu überleben. Dahin führen Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit; ein armes, rohes, unwissendes und sklavisches

Volk wird es nie mit einem an Hilfsmitteln und Kenntnissen reichen aufnehmen können."

„Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muß ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingeflößt werden. Als Mittel zu diesem Zwecke dienen: Allgemeine Volksbewaffnung, kriegerischen Geist erweckende Übungen, die Erziehung des Volkes zu Verteidigern ihres Herdes, ihres Eigentums und ihrer Familie, zur Anhänglichkeit an Regierung und Vaterland, Erweckung der Liebe zu den Waffen durch Beibringung der Überzeugung von der Notwendigkeit, durch Gewohnheit und Ehre. Hat ein Volk Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit, dann wird es sich eher vernichten lassen, als solche aufgeben; es wird des Fürsten Größe und Existenz als gleichbedeutend mit der des Vaterlandes ansehen. Die Freiheit jedes einzelnen, sich auszubilden, erwerben, emporschwingen zu können, bewirkt Wunder."

„Durch Übung der Volksbewaffnung wird bald der kriegerische Geist geweckt und verbreitet werden. Diese Übungen werden Volksfeste, die den Frohsinn ins Lager führen, die die Gewandtheit und Gesundheit der Jugend erhöhen und stärken. Die waffenfähige Mannschaft des Landes, durch Zusammensein und Zusammenschließen als militärischer Körper gewöhnt, durch Waffenübung, Lager- und Kriegersitte zu einem Heerhaufen gebildet. Wohltätige Folgen davon: Vermengung der höheren Stände mit den unteren und der Einwohner verschiedener Provinzen, Ablegung von Vorurteilen, daraus geschöpfter Unterricht für die gemeinen Klassen, Aufklärung seiner Begriffe, moralische Prinzipe, die die Masse in Bewegung setzen und ineinander verschmelzen. Nur durch dieses kann aus dem Sinne, den sie von dem friedlichen Pflüger und den Umschattungen des häuslichen Lebens mitbringen mußten, ein militärischer Geist sich entwickeln."

Fassen wir den Inhalt dieser leider nur ganz aphoristisch zu Papier gebrachten Gedanken Gneisenaus

kurz zusammen, so erkennen wir folgende Grundanschauungen:

Der König stützt sich auf das ganze Volk; die ganze Volkskraft wird entwickelt und erhebt sich für König und Vaterland. Die durch den Krieg zerbrochene Soldatenkaste bleibt, wie sie daniederliegt, wird nicht wieder hergestellt, sondern durch ein auf gleicher Pflicht und gleichem Rechte der gesamten Volksklassen begründetes, kriegsgeübtes, aus der dazu im voraus gebildeten Volkskraft stets zu ergänzendes und nötigenfalls auf das Dreifache zu erhöhendes Heer ersetzt. Dem Verdienste aus allen Ständen ist der Weg zu den höchsten Ehren offen. Die Ehre des Kriegers und der kriegerische Geist ist durch strenge und ehrenvolle Behandlung, geistige, sittliche und kriegerische Ausbildung und Aussicht auf verdiente Belohnung zu bewahren und zu beleben. Der Offizier soll sich durch ehrenhaftes, männliches Betragen und wahre Bildung im Frieden die Hochachtung und das Vertrauen der übrigen Stände, durch kriegerische Tugenden und durch Enthaltung von den herkömmlichen Mißbräuchen und Roheiten die Anhänglichkeit seiner Untergebenen verdienen. Kriegerischer Geist, strenge Zucht, warme Vaterlandsliebe müssen durch Übungen, Musterungen, Nationalfeste, Gesetze, durch tüchtige Regierung und Verfassung, durch Erziehung zur Aufklärung, Sittlichkeit und Freiheit in der ganzen Nation verbreitet werden. Die verschiedenen Städte und Provinzen müssen durch die Dienstpflicht, durch das Bewußtsein gleicher Rechte und guter Regierung zu einem kräftigen selbständigen, kriegerischen, für König und Vaterland alles freudig hingebenden Volke verschmolzen, alle Kriegserfordernisse für den entscheidenden Augenblick in voller Bereitschaft gehalten werden.*)

Wer erkennt in diesem Gedankengang nicht den

*) Pertz I, 323.

Niederschlag der in Amerika gemachten Erfahrungen, der in Jauer und Löwenberg betriebenen geschichtlichen und militärischen Studien? Wer bewundert nicht die klare Erkenntnis der tieferen Ursachen der im letzten Kriege zutage getretenen Mißstände? Wir sehen, daß Gneisenau schon zu dieser Zeit jene Heeresverfassung vor Augen schwebte, die auf der allgemeinen Wehrpflicht eines jeden Staatsbürgers beruhend, wenige Jahre später jene gewaltige Kraftentfaltung ermöglichen und die Wiederherstellung des Staates in seiner früheren Ausdehnung und Bedeutung herbeiführen sollte, jene Heeresverfassung, deren sich mit geringen Veränderungen das deutsche Volk bis zum heutigen Tage noch erfreut. Wir begreifen aber auch, daß eine derart radikale Umänderung alles Bestehenden, wie sie hier als unerläßlich erklärt wurde, notwendigerweise auf den heftigsten Widerstand aller derer stoßen mußte, die im Besitze ererbter Privilegien sich befanden, daß namentlich das nahe verwandte, vielfach identische Standesgefühl des Adels und des Offizierkorps zu derartigen Neuerungen in die erbittertste Opposition treten mußte. Glücklicherweise befanden sich in der vom Könige ernannten Kommission außer Scharnhorst und Gneisenau noch eine Reihe von Männern, die den Widerstand der in egoistischen Vorurteilen und veralteten Gedankenkreisen aufgewachsenen Mitglieder zu überwinden wußten, wenn sie auch nicht verhindern konnten, daß durch die steten Kämpfe innerhalb der Kommission der Gang der Verhandlungen über Gebühr verlangsamt wurde.

Die durch Kabinettsorder vom 27. Juli 1807 ins Leben gerufene Militär-Reorganisationskommission hatte in einer vom Könige eigenhändig geschriebenen Instruktion den Gang vorgezeichnet erhalten, den sie bei ihren Verhandlungen und Beratungen einzuschlagen hatte. Der Inhalt der vom Könige ausgesprochenen oder angeregten

Verbesserungsvorschläge hatte sich auf folgende Punkte bezogen:

Reinigung des Offizierkorps von physisch untauglichen und moralisch unwürdigen Elementen,
Verbesserte Art der Beförderung,
Wegfall der Vorrechte des Adels und Zulassung der Bürgerlichen zu den Offizierstellen,
Feststellung eines richtigen Stärkeverhältnisses der Truppengattungen zueinander, bei starker Vermehrung der leichten Infanterie,
Abschaffung des Ausländer- und Werbesystems,
Beschränkung der Befreiungen von der Militärpflicht,
Aufhebung der Regiments-Kantons und Bildung größerer Ersatzbezirke,
Dauernde Einteilung der Armee in Divisionen und Korps,
Vereinigung der Kavallerie zu größeren taktischen Verbänden und Verwendung derselben im Sinne der französischen Kavalleriekorps,
Veränderte Formation der Infanterie-Regimenter,
Abschaffung der entehrenden Strafen und Umarbeitung der Kriegsartikel,
Verbesserung der Bekleidung und Ausrüstung,
Gewährung fester, auskömmlicher Gehälter an die Kompagniechefs und Abschaffung der bisherigen Selbstbewirtschaftung innerhalb der Kompagnien,
Verminderung der Bagagen,
Übung der Infanterie im Scheibenschießen.
Erleichterung und Verbesserung des Artilleriematerials,
Abschaffung der Regiments-Artillerie und Einführung der Fahrkanoniere, endlich
Anfertigung der Montierung durch Soldaten.

Wie wir sehen, waren es die Verhältnisse der Armee von Grund aus ändernde, in die persönlichen Geschicke der Offiziere tief eingreifende Vorschläge, die der König der Kommission zur Beratung übergab. Sie ließen eine

Arbeitsleistung voraussehen, zu deren Bewältigung Jahre erforderlich waren.

Schon die vom König an den Anfang seiner Instruktion gestellte Forderung der Reinigung des Offizierkorps von allen den Elementen, deren Haltung in dem verflossenen Kriege nicht tadelfrei gewesen, mußte aus naheliegenden Gründen auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen und, wenn sie nach den Geboten der Gerechtigkeit mit Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit vorgenommen wurde, jahrelange Untersuchungen und Verhandlungen nötig machen. Gerade diese Reinigung des Offizierkorps aber war möglichst zu beschleunigen, einmal deshalb, weil die Reform der Armee mit der Entfernung der physisch und moralisch untauglichen Offiziere untrennbar zusammenhing, zum andern, weil es dringend nötig war, vor der Neugestaltung des Offizierkorps den Geist des Mißtrauens und der Parteiung, die derartige Untersuchungen immer im Gefolge zu haben pflegen, aus der Armee zu entfernen. Die Reorganisations-Kommission machte daher zur Beschleunigung ihrer Arbeiten den Vorschlag, zur Feststellung sowohl derjenigen Personen, die sich im Felde Vergehungen hatten zuschulden kommen lassen, die einem kriegsrechtlichen Urteil unterworfen werden mußten, als auch derer, die sich durch vorwurfsfreie Haltung einer Auszeichnung würdig erwiesen hätten, eine zweite Kommission zu berufen und diese unabhängig von der Reorganisations-Kommission tagen zu lassen. Der König genehmigte diesen Vorschlag und setzte durch Kabinettsorder vom 27. November die „Immediat-Kommission zur Untersuchung der Kapitulationen und sonstiger Ereignisse des letzten Krieges" unter dem Vorsitze seiner beiden Brüder, der Prinzen Heinrich und Wilhelm, ein, die bis zum Jahre 1812 in Königsberg tagte und das Verhalten eines jeden einzelnen Offiziers vom Feldmarschall bis zum Fähnrich in seiner Tätigkeit als höherer oder niederer Befehlshaber, zugleich aber auch in allen seinen per-

sönlichen Handlungen und Unterlassungen, vor ihren Richterstuhl zog. Ihre Untersuchungen bildeten einen Sühneprozeß, wie er ergreifender nicht zum zweiten Male in der Geschichte europäischer Heere sich abgespielt hat, wie er aber zur Wiedergeburt der preußischen Armee nicht zu vermeiden war. Es möge vorgreifend erwähnt werden, daß Gneisenau im Jahre 1808 auch dieser Immediat-Kommission als Mitglied zugewiesen wurde und als solches die Übergabe von Neiße, Erfurt, Hameln und Nienburg zu bearbeiten hatte. In seinen Gutachten war Gneisenau, seinen catonischen Grundsätzen über Offiziersehre entsprechend, streng, mitunter hart, aber stets gerecht.

Wenden wir uns zu den Arbeiten der Reorganisations-Kommission.

War die Ausscheidung der im letzten Krieg kompromittierten Offiziere mit großen Schwierigkeiten und unsäglichen Arbeiten verbunden, so erledigte sich diejenige der körperlich- und geistig-invaliden durch die infolge der Abtretung mehrerer Provinzen notwendig gewordene Verkleinerung der Armee ganz von selbst, war es doch nicht einmal mehr möglich, sämtliche in jeder Beziehung kriegsbrauchbaren Elemente unterzubringen. So wurden auf Vorschlag der Kommission nicht nur alle nicht kriegstüchtigen Offiziere pensioniert, sondern auch, trotz Beibehaltung starker Offiziersetats, noch weitere tausende durch Los ausgeschieden und mit halbem Gehalt auf Wartegeld gesetzt. „Die Lage ist grausam," schrieb Gneisenau an einen Freund, „3000 Offiziere zu verstoßen und nichts als Jammerbriefe."

Um aber auch für die Zukunft die Anstellung von zu alten oder aus anderen Gründen untauglichen Offizieren in höheren Stellungen zu verhindern, schlug die Kommission eine Änderung des bisher üblichen Beförderungsmodus vor: Vom Stabsoffizier aufwärts sollte nicht mehr das Dienstalter, sondern allein die körperliche und geistige Befähigung entscheidend sein.

Um das geistige Niveau der jüngeren Offiziere zu heben, wurde vorgeschlagen, unter Beseitigung der Bevorzugung des Adels jedem 17jährigen jungen Manne, der ein gewisses Maß wissenschaftlicher Kenntnisse und den Besitz des erforderlichen Vermögens nachwiese, den Eintritt in die Armee zu gestatten und die Beförderung zum Offizier in Aussicht zu stellen. „Ein Anspruch auf Offiziersstellen," schreibt Gneisenau, „können im Frieden nur Kenntnisse und Bildung gewähren, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit, Tätigkeit und Überblick. Aus der ganzen Nation müssen daher alle Individuen, die diese Eigenschaften besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen Anspruch machen können. Indem man bisher einem einzigen Stande diese Vorrechte gab, gingen alle Talente und Kenntnisse des übrigen Teiles der Nation für die Armee verloren, und dieser Stand sah sich nicht in die Notwendigkeit versetzt, sich die militärischen Talente zu erwerben, da seine Geburt und eine lange Lebensdauer ihn zu den höchsten militärischen Ehrenstellen hinaufbringen mußten. Hierin liegt der Grund, warum die Offiziere in ihrer Bildung gegen alle übrigen Stände so weit zurück waren. Aus eben diesem Grunde wurde die Armee als ein Staat im Staate angesehen, von den übrigen Ständen gehaßt und zum Teil verachtet, während sie doch die Vereinigung aller physischen und moralischen Kräfte aller Staatsbürger sein sollte."

Zur Regelung der künftigen Rekrutierung war es nötig, Einrichtung und Stärke des Heeres neu festzusetzen. Unter Zugrundlegung der vom Könige gegebenen Direktiven schlug die Kommission vor, die Armee künftighin drei Armeekorps, ein schlesisches, ein preußisches und ein märkisch-pommersches, stark zu machen, jedes Korps aber in zwei aus allen Waffen bestehende Divisionen zu gliedern. Die Division sollte aus 4 Infanterie- und 2 Kavallerie-Regimentern, 2 Batterien Fuß- und 1 Batterie reitender Artillerie bestehen, jedes Infanterie-

Regiment 2 Grenadier-Kompagnien, 3 Bataillone Infanterie (darunter 1 leichtes) und eine Depot-Kompagnie, das Infanterie-Bataillon 4 Kompagnien, das Kavallerie-Regiment 4 Eskadrons, ein Husaren-Regiment 8 Eskadrons zählen. Da von den 233 Bataillonen und 255 Eskadrons, mit denen die Armee 1806 ins Feld gerückt war, nur ein sehr geringer Teil die große Katastrophe überlebt hatte, so wären umfangreiche Neuformationen nötig gewesen, die schlechte finanzielle Lage des Staates nötigte jedoch dazu, nicht bloß die Neuformation zu unterlassen, sondern sogar die Kaders der noch bestehenden Truppenteile zum Teil aufzulösen oder doch wenigstens äußerst schwach zu machen, so daß die Armee in ihrer Gesamtheit vorläufig wenig über 20000 Mann stark wurde.

Die nächste Folge dieser Verminderung der Armee bildete der Wegfall der Anwerbung von Ausländern. Nach den Vorschlägen der Kommission sollte die Armee von nun an nur noch aus Landeskindern bestehen, die bisher bestehenden Ausnahmen in bezug auf Dienstpflicht der Inländer auf das äußerste beschränkt werden. Sie ging sogar noch weiter und indem sie den Grundsatz aufstellte: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben", beantragte sie beim König die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Einrichtung einer National-Miliz aus den von der Heerespflicht bisher befreiten wohlhabenden, jungen Leuten, die sich selbst bekleiden, bewaffnen und unterhalten sollten — Vorschläge, die zwar vorläufig aus ökonomischen Gründen nicht die Billigung des Königs erhielten und deren Ausführung später durch den Pariser Traktat vom 8. September 1808, der das Maximum der zu haltenden Streitkräfte genau bestimmte und die Errichtung von Landmilizen ausdrücklich verbot, unmöglich wurde, auf die man aber bei den Rüstungen im Jahre 1813 im vollen Umfang zurückkam.

Dem Entwurfe für die Bildung einer National-

Miliz oder Reserve-Armee war von Gneisenau eine Denkschrift beigefügt worden, in der er als wünschenswerte Ergänzung dieser Organisation eine Änderung des Lehrplanes der staatlichen Schulen beantragte, um diese gewissermaßen zu Vorbereitungsanstalten für alle Heerespflichtige zu machen und durch sie allmählich die gesamte Jugend der Nation zu militarisieren. Jeder Schule müsse ein Exerziermeister beigegeben werden, der die Schüler in ihren Erholungsstunden im Gebrauch der Waffen übe, jede Schule sei in Kompagnien einzuteilen, die sich ihre Offiziere selbst wählten und unter diesen die Grundsätze der Kriegsdisziplin im Kleinen sich zu eigen machten; für den Krieg und die Abhärtung des Körpers sei die Einführung von Leibesübungen, wie Fechten, Schwimmen, Voltigieren u. dgl. wünschenswert — Vorschläge, die zwar nicht in voller Ausdehnung zur Ausführung gelangten, aber doch den Anstoß zur Einführung des Turnwesens in den preußischen Lehranstalten gaben.

Die Formation der Armee ausschließlich aus Inländern und die Heranziehung der wohlhabenden und gebildeten Elemente der Bevölkerung zum Heeresdienst mußte selbstverständlich auch zu einer Änderung des bisher üblichen Strafverfahrens für militärische Vergehen führen. Schon der König hatte dies in seinen Direktiven ausgesprochen und eine Änderung der Disziplinarstrafordnung und der Kriegsartikel verlangt. Die Kommission schloß sich dieser Forderung einstimmig an und schlug vor, alle körperlichen Züchtigungen gänzlich abzuschaffen und sie durch Arreststrafen zu ersetzen. Für diejenigen Elemente der Armee, die eines besonders strengen Zuchtmittels nicht entbehren könnten, wurde die Einrichtung einer besonderen Strafklasse, der sogenannten 2. Klasse des Soldatenstandes, sowie besonderer Strafabteilungen empfohlen. Im Zusammenhang hiermit steht das von Gneisenau ausgesprochene und eingehend begründete Verlangen der Trennung der bisher in einem Körper ver-

einigten Militärsträflinge, Invaliden und Rekruten. „Eine Strafanstalt und eine Erziehungsanstalt zusammen zu verbinden, wie es ehedem geschah, ist mit dem vorgesetzten Zwecke unvereinbar. Tugend ist eine lange Gewohnheit, und die Erfahrung lehrt, daß die Erziehung durch Beispiel und gute Umgebungen auf die Mehrzahl der Menschen noch mehr wirkt, als Grundsätze . . . Die Invaliden mit Sträflingen zu verbinden, würde mit der Achtung, die man jenen schuldig ist, schwer vereinbar sein. Man hat seither hiergegen gefehlt, den Invaliden eine der Dekoration der übrigen Militärs entbehrende, sogar auffallende Kleidung gegeben. Dies entwürdigte die alten Krieger in den Augen des jungen Soldaten und machte diesen auf seine wenig ehrenvolle Zukunft aufmerksam."

Mit der Verbesserung der Bekleidung hing die Änderung der inneren Verwaltung der Kompagnien eng zusammen. Die Besoldung der Hauptleute und der höheren Offiziere hatte früher zu einem großen Teil in den Ersparnissen bestanden, die aus Montierungsgeldern und aus der Beurlaubung eines Teiles der Mannschaften, der sogenannten Freiwächter, in ihre Taschen flossen, ein System, das die größten Mißstände im Gefolge gehabt hatte. Indem man jetzt auf Vorschlag der Kommission den Kommandeuren und Stabsoffizieren die bisher dem Namen nach geführten Kompagnien wegnahm und ihnen ebenso wie den Kompagniechefs eine feststehende Besoldung verlieh, indem man ferner den diensttuenden Stand der Kompagnien und Eskadrons zahlenmäßig genau festsetzte, mußte ebensowohl die Möglichkeit unberechtigter Ersparnisse, wie auch die verderbliche Einrichtung der Freiwächter völlig wegfallen. Damit war die Grundlage einer gerechten, auch die Interessen des gemeinen Soldaten wahrenden Verwaltung der Kompagnie geschaffen.

Über die Notwendigkeit einer Verminderung und Vereinfachung der Bagagen waren alle Mitglieder der

Kommission völlig einig, ebenso über die Einführung eines vermehrten Scheibenschießens der Infanterie und der Neuorganisation der Artillerie. In bezug auf die technische Veränderung innerhalb der letzteren Waffe wurde die Einsetzung einer besonderen Kommission aus Artillerie-Offizieren vorgeschlagen.

Aber nicht allein auf die Verbesserung der Armee in organisatorischer Beziehung erstreckte sich die Tätigkeit der Kommission, sondern ihr Bestreben ging auch dahin, den Geist des Heeres, insbesondere des Offizierkorps, zu heben. Gerade auf diesem Gebiet war es Gneisenau, dessen unermüdliche Tätigkeit mit besonderem Eifer einsetzte. Wie die Bestrafung der Mannschaften, so bedurfte nach seiner Meinung auch die der Offiziere einer gründlichen Reform. In einem dem Könige vorgelegten Entwurf eifert er dagegen, daß die den Offizieren von ihren Vorgesetzten verhängten Strafen nicht immer mit der dem gesamten Offizierstande gebührenden Achtung angeordnet würden. Mit Recht! War es doch ein häufig vorkommendes Straßenbild, daß Offiziere, die wegen eines einfachen Exerzierfehlers mit Arrest bestraft worden waren, von einem Unteroffizier und zwei Gemeinen vom Exerzierplatze weg durch die Straßen der Stadt nach dem Arrestlokal abgeführt wurden. Der Gneisenausche Entwurf zielte dahin, alle derartigen peinlichen Vorkommnisse in einer das Ehrgefühl der Offiziere möglichst schonenden Weise zu erledigen, sie vor allen Dingen der Kenntnis der Untergebenen und des großen Publikums zu entziehen. An Stelle der Arreststrafen empfahl er den einfachen Verweis, indem er in das Ehrgefühl der Offiziere das Vertrauen setzte, daß eine von den Vorgesetzten ohne Zeugen ausgesprochene Rüge in den meisten Fällen ihren Zweck nicht verfehlen würde. Nur wenn die milde Bestrafung ihre Wirkung versagte, sollte der „Verweis vor versammeltem Offizierkorps“ oder in weiterer Steigerung „mit Eintragung in die Parolebücher“ und

als ultima ratio der Stubenarrest eintreten. Während des Stubenarrestes sollte der Bestrafte ohne jegliche Bewachung auf Treu und Glauben in seiner Wohnung verbleiben. Verließe er die Wohnung, so habe er durch seine damit bewiesene Wortbrüchigkeit sich unwürdig erwiesen, fernerhin noch dem Offizierstande anzugehören.

Auch in bezug auf das außerdienstliche Verhalten der Offiziere gibt der Gneisenausche Entwurf eine Reihe erzieherisch wichtiger Vorschriften. „Wer sich wiederholt eines subordinations- oder achtungswidrigen Betragens gegen seine Vorgesetzten oder im Range ältere Offiziere schuldig macht, erklärt hierdurch seine Unfähigkeit, im Dienste weiter aufzusteigen, ebenso aber auch der ältere Offizier, der schwach genug ist, ein derartiges Benehmen von einem Untergebenen zu dulden." „Ein Offizier, der sich dem Trunke ergibt oder mit liederlichen oder gemeinen Weibspersonen unanständige Verbindungen eingeht, oder mit Leuten von schlechtem Ruf Gesellschaft hegt, oder gemeine Örter besucht, oder aus dem Spiel ein Gewerbe macht, oder eine niedere Denkungsart kundtut, muß, solange er nicht Beweise seines gebesserten Lebenswandels gibt, des Avancements für unfähig erklärt werden." Hierüber sollte die auf drei Viertel der Stimmen steigende Mehrheit der Stimmen der Offiziere des Regiments entscheiden.

Auf die gegenseitige Erziehung der Offiziere eines Regiments legt Gneisenau den größten Wert und meint: „Wenn die Offiziere eines Regiments sich wechselseitig untereinander sorgsam bewachen, die älteren Offiziere ihre jüngeren Kameraden beizeiten warnen, pünktliche Ausführung jeder übertragenen Dienstpflicht zur Ehrensache gemacht und der gute Ruf des ganzen Offizierkorps als Anteil eines jeden einzelnen angesehen wird, dessen Schmälerung nicht zu gestatten der Ehrgeiz eines jeden Mitgliedes sein muß, so wird der höhere Vorgesetzte sich selten in der traurigen Notwendigkeit befinden, Männer,

deren Stand und Bildung sie eines äußeren Antriebes zur Pflichterfüllung entheben sollte, mit Strafen belegen zu müssen."

Zur Herbeiführung eines guten Verhältnisses zwischen Offizieren und Angehörigen des Zivilstandes wird den höheren Militär-Befehlshabern eine scharfe Bewachung ihrer Untergebenen, namentlich der jüngeren Offiziere, zur Pflicht gemacht. „Die Vorgesetzten sollen ihre Untergebenen durch Beispiel und Lehre überzeugen, daß nur ein höfliches Betragen gegen andere Stände den Mann von Erziehung bezeichnet und ihm am gewissesten die öffentliche Achtung sichern, die ein entgegengesetztes Benehmen unwiederbringlich verscherzt, während solches Erbitterung herbeiführt und die Harmonie und Eintracht stört, die zwischen den Militär- und Zivilbeamten eines Staates vernünftigerweise herrschen soll."

Nach diesen Gneisenauschen Grundsätzen hat das Offizierkorps der preußischen Armee seit nunmehr hundert Jahren verfahren, ihnen verdankt es den Geist der Disziplin und Kameradschaft, der es vor anderen auszeichnet, sowie die Achtung der übrigen Stände, ihnen ist es auch in erster Linie zuzuschreiben, „daß die gesellschaftliche Sphäre des preußischen Offizierkorps erweitert und dennoch der ritterliche Geist, jener kostbare Schatz, der sich in ihm von den Gefolgsmannen und Vasallen der ältesten Zeiten bis in die Gegenwart fortgeerbt hat, nicht nur erhalten, sondern noch veredelt und geläutert wurde."*)

Es kann nicht Aufgabe dieser kleinen Schrift sein, alle von der Kommission und speziell von Gneisenau gemachten Reformvorschläge im einzelnen aufzuzählen und die Entwicklung der Armee-Reorganisation auf Schritt und Tritt zu begleiten, auch nicht die Schwierigkeiten zu schildern, die ihr gemacht, und den Haß, mit

*) Delbrück, Gneisenau S. 142.

dem ihre einflußreichsten Mitglieder, vor allem Scharnhorst und Gneisenau, von denen verfolgt wurden, die jetzt den Stock aus den Händen legen sollten, die sich in ihren altgewohnten Anschauungen verletzt, in ihren Einkünften geschmälert und in ihrer Laufbahn bedroht fühlten. Das Gesagte möge genügen, um die Ausdehnung der von Gneisenau geforderten Arbeitsleistung anzudeuten. Aber seine Tätigkeit blieb sehr bald nicht mehr auf die Arbeiten der Reorganisations-Kommission beschränkt. Wie schon erwähnt, war er im Jahre 1808 auch zum Mitglied der Untersuchungs-Kommission ernannt worden, im Mai desselben Jahres erfolgte seine Ernennung zum Inspekteur der Festungen, am 1. September zum Chef des Ingenieurkorps, nebenbei war er noch immer Kommandant von Kolberg und nahm als besonders geschätzter Sachkenner auch an den Beratungen teil, die unter dem General v. Yorck über die Ausarbeitung eines neuen Exerzier-Reglements für die Infanterie stattfanden. „Alle Tage," so schildert Gneisenau selbst seine Tätigkeit einem befreundeten General, „häufig auch des Sonntags, ist Sitzung der Organisations-Kommission, für welche mir Ausarbeitungen obliegen, zweimal nachmittags in der Woche Sitzung der Artillerie- und Ingenieur-Departements und zweimal bei General Yorck über die Exerzier-Instruktion, wo mir die Redaktion der gewonnenen Beschlüsse obliegt. Öfters werde ich noch des Abends zu General Scharnhorst beschieden, um dort Vortrag zu halten. Die Formation der Pommerschen Regimenter und die Inspektion der Festungen veranlassen mich ebenfalls, Kenntnis von mehreren dahin einschlagenden Gegenständen zu nehmen. Als Kommandant von Kolberg habe ich mit der dortigen Festung und den Truppen einen sehr weitläufigen Briefwechsel, und wegen dieses wichtigen Punktes hatte ich in letzter Zeit viele Arbeit." Rechnen wir zu diesen Arbeiten die in tiefster Heimlichkeit rastlos tätige Sorge für die Erneuerung der Bestände an Gewehren, Geschützen und

Munition, sowie für die Wiederherstellung und Verproviantierung der Festungen, so ergibt sich eine Tätigkeit, wie sie ausgedehnter und vielseitiger kaum gedacht werden kann. Nur auf ein Gebiet derselben möge hier etwas näher eingegangen werden, da sie mehr wie jede andere die Klarheit der Anschauungen und die Gründlichkeit der Kenntnisse Gneisenaus in einer ihm von Hause aus ganz fernliegenden Sache an den Tag legt, auf seine Tätigkeit als Inspekteur der Festungen.

Nach der Ansicht Gneisenaus war bei einem erneuten Kriege mit Napoleon der Erfolg vorerst nicht in einer großen entscheidenden Feldschlacht zu suchen, da hierzu die neuformierte Armee weder durch ihre Stärke, noch durch ihre Ausbildung befähigt sei, ihr auch zurzeit die krieggeübten Führer noch mangelten. Es sei vielmehr nötig, die Truppen in Anlehnung an die Festungen und an neugeschaffene befestigte Lager einen kleinen Krieg führen zu lassen, sie hierdurch nach und nach für die Aufgaben des Feldkrieges heranzubilden, die französischen Heere zu ermüden und ihnen unter Aufbietung aller Hilfsquellen des Landes Zufuhr, Verbindungen und Ersatz abzuschneiden. Erst dann, wenn der Feind auf diese Weise geschwächt, sei die Entscheidung in offener Feldschlacht zu erstreben. Den Festungen und befestigten Lagern falle hiernach eine bedeutende Aufgabe zu, zu deren Lösung sie aber nur imstande wären, wenn ihre Ausrüstung, Verproviantierung und Besatzung im guten Stande sei und wenn sie Kommandanten besäßen, die ihrer Stellung nach allen Richtungen gewachsen seien. In einem eingehenden Bericht an den König bespricht Gneisenau den Zustand der dem Lande verbliebenen Festungen und untersucht die Frage, inwieweit sie zur Lösung dieser Aufgabe befähigt seien, beziehungsweise was geschehen müsse, um sie zu unüberwindlichen Bollwerken der Verteidigung zu machen. Der Bericht geht sodann auf die Persönlichkeit der Kommandanten über

und gibt eine Reihe treffender Gesichtspunkte, nach denen bei ihrer Anstellung zu verfahren sei.

„Wenn ich auf die jetzt angestellten Kommandanten blicke, so scheint es mir, als ob sie nicht alle die Eigenschaften besäßen, die bei ihrem Posten durchaus erforderlich sind . . . Es ist also von der dringendsten Wichtigkeit, den Befehl dieser Festungen Männern im Besitz ihrer vollen Kräfte und der zu diesem Posten nötigen Einsichten anzuvertrauen. Wenn ich hier von Einsichten spreche, so geschieht es in der vollsten Überzeugung, daß ein Kommandant den Belagerungskrieg, wenn auch nicht nach technischen Erfahrungskenntnissen, so doch in seinen Hauptmomenten vollkommen kennen müsse, und ich glaube die Meinung der Sachverständigen für mich zu haben, wenn ich vorschlage, jeden zu einem Kommandantenposten bestimmten Offizier vorher einem Examen über die für seine Bestimmung nötigen Kenntnisse zu unterwerfen. Zwar hat es Beispiele gegeben, daß Festungskommandanten eine rühmliche Verteidigung geleistet haben, ohne diese Kenntnisse zu besitzen, allein, gewöhnlich stand ihnen dann ein leitender Ratgeber zur Seite, und der Erfolg würde sicher noch größer gewesen sein, und sein Ansehen bei den Truppen muß gewinnen, wenn sie bemerken, daß seine Anordnungen aus ihm selbst hervorgehen und er den oft divergierenden Meinungen des Ingenieurs und des Artilleristen die zweckmäßige Richtung zu geben vermag. Es ist unerläßlich, daß ein Festungskommandant einen robusten Körper besitze, indem er sonst die Beschwerden einer Belagerung nicht zu ertragen vermag und sein Geist durch die Hinfälligkeit seines Körpers leidet. Da die Nächte dem Belagerungskrieg günstiger sind, als die Tage, so darf er sich wegen der an ihn ununterbrochen gelangenden Meldungen und daraus notwendig entspringenden Anordnungen nur selten einem ununterbrochenen Schlafe überlassen. Die polizeilichen Anordnungen, der Garnisondienst, die Notwendigkeit, sich

den Truppen oft und allerwärts zu zeigen, die Geschäfte der Feder, kurz, die Vereinigung der Militär-, polizeilichen und richterlichen Gewalt in seiner Person erlauben ihm nicht die nötige Ruhe bei Tag, und ist dann sein Körper nicht von der nötigen Festigkeit, so ist zu befürchten, daß die Erschöpfung desselben auf seine Gemütsstimmung und selbst auf seine Urteilskraft nachteilig influieren werden. Würden Ew. Majestät diesen Grundsätzen Ihre Sanktion geben, so dürften Allerhöchstdieselben nicht ferner mit Gesuchen um Beförderung zu Kommandantenposten von Männern behelligt werden, welche sich nicht mehr die Ertragungen der Beschwerden eines Feldzuges zutrauen, aber keine Ahnung davon haben, welcher Eigenschaften es für den von ihnen gewünschten Posten bedarf. Ungern läßt sich der preußische Offizier und Soldat in eine Festung einsperren, er hat eine Abneigung gegen den defensiven Belagerungskrieg. Sie mag wohl in dem Vorgefühl ihre Begründung haben, daß es da der Beschwerden und Gefahren viele geben möge und er am Ende doch ein Opfer der Gefangenschaft fallen werde. Es dürfte daher zweckmäßig sein, eine bis zu einer gewissen Periode ausgestandene Belagerung für zwei Feldzüge und eine nach allen Momenten der Kunst durchgefochtene Verteidigung für drei Feldzüge gelten zu lassen. Sobald der Soldat nur weiß, daß ihm eine Belagerung hoch angerechnet wird, so kann es nicht fehlen, daß er diese Gattung des Krieges lieb gewinne und sich darin hervortue, welches um so mehr Nutzen für die Armee haben wird, da es bekannt ist, daß keine Gattung des Krieges den jungen Soldaten geschwinder aguerriere und gleichgültiger gegen den Tod mache, als der Festungskrieg."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Anstellung der Festungskommandanten schon vor dem Jahre 1806 nach diesen Grundsätzen erfolgt wäre, der Armee die Schmach der Festungskapitulationen erspart worden und der Staat Friedrichs des Großen wenigstens

mit Ehren untergegangen wäre. König Friedrich Wilhelm konnte sich denn auch mit diesen Ansichten nur einverstanden erklären. In seinem Auftrag und im Sinne seiner Denkschrift arbeitete Gneisenau eine Instruktion für die Gouverneure und Kommandanten von Festungen aus, deren Inhalt bis zum heutigen Tage noch maßgebend ist.

V. 1808—1813.

Die verzweifelte Lage Preußens hatte sich im Jahre 1808 bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Trotz des Friedens von Tilsit hatte Napoleon das preußische Gebiet nicht geräumt, vielmehr eine Armee von 160 000 Mann zurückgelassen, die ganz wie im eigenen Lande schalteten und walteten, sich auf Kosten des erschöpften Staates verpflegen ließen, ohne irgendwelche Berechtigung sich in den besetzten Provinzen der Zivilverwaltung bemächtigten, Steuern und Abgaben erhoben und ausschließlich in ihrem Interesse verwandten, dem Bauern die Kuh aus dem Stalle zogen und das Ei unter der Henne wegnahmen, sogar die moralische Wiedergeburt des preußischen Heeres zu hindern suchten, indem sie innerhalb ihres Machtgebietes die Abhaltung der Offiziers-Ehrengerichte untersagten. Auch der nach langen diplomatischen Verhandlungen endlich zustande gekommene Vertrag von Paris vom 8. September 1808 brachte keine Besserung der Lage. Napoleon versprach allerdings in diesem, Norddeutschland, mit Ausnahme der festen Plätze, zu räumen, aber er verlangte dafür von dem gänzlich verarmten Preußen die Bezahlung einer Kriegskontribution von 154 Millionen Franks und bis zur völligen Begleichung dieser unerschwinglichen Summe das Besatzungsrecht von Glogau, Küstrin und Stettin, wohin ebenso wie nach Warschau und Danzig den französischen Truppen freier Durchmarsch

zu gewähren sei. Preußen sollte sich außerdem verpflichten, sein Heer nicht über 42 000 Mann zu verstärken, keinerlei Milizformationen zu errichten und in einem Kriege zwischen Frankreich und Österreich ersterem sogar ein Hilfsheer stellen. Kein Wunder, daß unter dem Drucke dieser Verhältnisse, die jede Gesundung des Staates unmöglich machten, die Zahl der Franzosenfeinde im Lande sich von Tag zu Tag mehrte und auch in der Gesinnung derer, die für die angeblich freiheitlichen Ideen der Franzosen mit Sympathien erfüllt waren, sich langsam, aber stetig ein heilsamer Wandel vollzog. Mit wahrer Begeisterung verfolgte man den Verzweiflungskampf, den die Spanier, unterstützt durch England, mit dem französischen Unterdrücker ausfochten; jeder Erfolg der spanisch-englischen Waffen fand einen begeisterten Widerhall in den Herzen des Volkes. Die allgemeine Aufregung steigerte sich, als gegen Ende des Jahres 1808 die Beziehungen Österreichs zu Frankreich sich immer drohender zu gestalten und einen Krieg in sichere Aussicht zu stellen schienen. Verbündet mit Österreich, Spanien, England und Schweden konnte auch Preußen hoffen, seine Unabhängigkeit wieder zu erlangen und den Staat in seinen früheren Grenzen wieder herzustellen. Scharnhorst, Boyen, Grolman u. a. bemühten sich, den König für den Gedanken eines Krieges zu gewinnen, Gneisenau suchte ihm in mehreren Denkschriften, die in bezug auf Fülle, Kühnheit und idealen Schwung der Gedanken, in Glut der Gesinnung und siegesgewisser Zuversicht das Beste sind, was je aus seiner Feder geflossen, die Notwendigkeit einer allgemeinen Erhebung Preußens in engem Anschlusse an Österreich nachzuweisen, da eine Niederlage des Kaiserstaates notwendigerweise auch die Vernichtung Preußens, wahrscheinlich sogar Rußlands nach sich ziehen werde.*) Auch Stein war

*) Vergleiche hierüber: Friedrich Thimme, Zu den Erhebungsplänen der preuß. Patrioten im Sommer 1808,

der Ansicht, daß Deutschland nur durch die Deutschen gerettet werden könne, daß man für diesen Zweck jeden Nerv anspannen, jede Kraft in Tätigkeit setzen, sich daher Österreich nähern und beim Ausbruch eines Krieges alle zu Gebote stehenden Mittel anwenden müsse, um das französische Joch abzuwerfen; bei ruhigem Zusehen könne nur Vernichtung oder die unerträglichste Sklaverei eintreten.

Es war durchaus nicht Zaghaftigkeit und mangelndes Selbstvertrauen allein, die König Friedrich Wilhelm abhielten, dem Drängen seiner kriegslustigen Berater nachzugeben. Er war im Prinzip mit den Vorschlägen Steins, Scharnhorsts und Gneisenaus völlig einverstanden, aber die Ereignisse des Jahres 1806 hatten ihn vorsichtig gemacht und ihm die Überzeugung eingeflößt, daß nur ein Bündnis der drei Mächte Preußen, Rußland und Österreich imstande sei, den Hebel eines allgemeinen Umschwungs der Verhältnisse abzugeben. Auf das Zustandekommen dieses Bündnisses richtete sich vor allem sein Bestreben. Er sandte den Grafen Götzen nach Schlesien, um unauffällig eine Verbindung mit Österreich herzustellen und zu unterhalten, er ließ durch seinen Gesandten in London die Absichten der englischen Regierung sondieren, er suchte schließlich persönlich den Kaiser Alexander für ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen zu gewinnen. Die Erfahrungen, die er bei allen diesen Bemühungen machte, waren nur geeignet, ihn in seiner Zurückhaltung und Scheu vor entscheidenden Entschlüssen zu bestärken. Es erwies sich, daß namentlich von Rußland nicht das Mindeste zu erwarten war, da Kaiser Alexander in Erfurt sich verpflichtet hatte, im Falle eines französisch-österreichischen Krieges 150000 Mann für

---

Hist. Zeitschr. 1900. Leider verbietet der Mangel an Raum, auf diese interessantesten aller Gneisenauschen Denkschriften näher einzugehen.

Frankreich ins Feld rücken zu lassen. Trotz alledem gab der König den Gedanken an ein gemeinsames Handeln mit Österreich nicht auf. Er ermächtigte den Grafen v. d. Goltz, dem österreichischen Gesandten in Berlin, Frhr. v. Wessenberg, die Erklärung abzugeben, daß Preußen mit allen seinen Kräften in den Krieg eintreten würde, wenn der Kaiser sich verpflichte, ihm wieder in den Besitz seiner verlorenen Provinzen und einer guten Grenze zu verhelfen. Er teilte diesen Entschluß dem Zaren mit und bat ihn, wenn denn ein Bündnis zwischen Preußen und Rußland unmöglich sei, wenigstens das bestimmte Versprechen zu geben, auf keinen Fall ein Feind Preußens werden zu wollen, wenn dieses sich Österreich anschlösse. Aber schon kurz nach Abgang dieses Schreibens lief die Nachricht ein, daß Rußland den Krieg gegen Österreich bereits eröffnet habe, wenn es ihn auch nur als Scheinkrieg zu führen gedenke. Die Antwort Kaiser Alexanders aber nahm dem König die letzte Hoffnung. „Wenn auch der Kaiser selbst nicht zur Vernichtung Preußens beitragen wolle, so werde sich diese auch ohne ihn vollziehen. Österreich sei ohne Rettung verloren, da es keinen Feldherrn besitze, der Napoleon die Spitze zu bieten vermöge; gleich Österreich sei aber auch Preußen dem Untergang geweiht, wenn es sein Schicksal mit dem des Kaiserstaates verbinde. Es werde zu spät kommen, um diesen zu retten, aber gerade noch rechtzeitig, um mit ihm unterzugehen."

Der Verlauf des Krieges in Österreich sollte die Richtigkeit dieser Anschauungen in vollem Maße bestätigen. Während man in Preußen nur auf einen neuen Erfolg der Kaiserlichen Waffen wartete, um auch die eigene Armee in Bewegung zu setzen, folgten dort auf den wenig ausgenutzten Sieg von Aspern die Niederlagen von Raab und Wagram, und der bald darauf abgeschlossene Waffenstillstand schien das nahe Ende des mit so großer Begeisterung begonnenen Krieges in

sichere Aussicht zu stellen. Wer kann es unter diesen Umständen dem König Friedrich Wilhelm verdenken, wenn er die Idee eines Bündnisses mit Österreich von nun an gänzlich fallen ließ und notgedrungen sein Heil im engsten Anschluß an Napoleon suchen zu müssen glaubte?

Als diese Ereignisse auf österreichischem Boden sich abzuspielen begannen, segelte Gneisenau bereits auf schlechtem Segelboot nach Schweden, von Gothenburg auf einem englischen Kriegsschiffe nach England. Er war, wie wir gesehen haben, mit Begeisterung für den engsten Anschluß an Österreich eingetreten. Als er erkannte, daß seine Vorschläge wenig Aussicht hatten angenommen zu werden, gedachte er dem Beispiele einzelner tatenlustiger Offiziere zu folgen und in den Reihen der österreichischen Armee den Kampf gegen Napoleon mitzukämpfen. Aber nicht allein wollte er kommen, sondern eine aus preußischen Offizieren und Soldaten gebildete, für den Kaiserlichen Dienst mit Hilfe englischer Subsidien ausgerüstete Legion von 4500 Mann gedachte er Österreich zuzuführen. „Die Legion," so ließ er Clausewitz schreiben, „werde es sich zur Ehre anrechnen und bitte besonders darum, auf den gefährlichsten Punkt gestellt zu werden; sie hoffe, soweit es die Umstände erlaubten, stets bei der Vor- oder Nachhut verwendet zu werden und an den gefährlichsten Unternehmungen teilnehmen zu dürfen." Um vor seiner möglicherweise bald nötig werdenden Abreise Abschied von den Seinen zu nehmen, bat er im März den König um Urlaub nach Schlesien, der ihm auch bereitwilligst gewährt wurde. Es war ein frohes, aber nicht ungetrübtes Wiedersehn, das Gneisenau nach fast dreijähriger Abwesenheit mit seiner Familie feierte. Das Gut hatte in den Stürmen der Zeit unter Einquartierungen und Requisitionen viel zu leiden gehabt. Die Kinder, von denen eins in seiner Abwesenheit geboren war, erkannten den Vater nicht mehr. Auch jetzt war es Gneisenau

nicht gestattet, lange im Kreise der Seinigen zu verweilen. Die Inspizierung der schlesischen Festungen, die er nach dem Wunsche des Königs mit seiner Urlaubsreise verbinden sollte, nahm seine Zeit stark in Anspruch, und im Mai schon erreichte ihn ein Königlicher Befehl, der ihn eiligst nach Königsberg zurückberief. In freudiger Stimmung trat er die Rückreise an, hoffte er doch, daß der König sich endlich entschlossen und in letzter Stunde noch den Anschluß an Österreich befohlen habe. Er fand, in Königsberg angekommen, die Lage wesentlich anders, als er erwartet hatte. Der unzeitige, gegen alle Gesetze militärischer Disziplin verstoßende Zug Schills und die von den Franzosenfreunden und Anhängern der Reaktion mit Arglist verbreiteten Gerüchte von einer beabsichtigten allgemeinen Volkserhebung, an deren Spitze Blücher, Scharnhorst und Gneisenau stehen sollten, hatten den König mißtrauisch gemacht; sein pessimistischer Sinn sah schon alle staatliche Autorität ins Wanken gekommen, alle Bande der Zucht und Ordnung in der Lösung begriffen. Zwischen dem Könige und Scharnhorst war aus nicht klar vor Augen liegenden Ursachen eine Entfremdung eingetreten, die durch eine im Unmut gefallene Bemerkung des Königs über die wenig befriedigenden Ergebnisse der neuen Organisation und Verwaltung der Armee noch gesteigert wurde. Scharnhorst war entschlossen, die Geschäfte des Kriegsministeriums niederzulegen; vorher aber reichte er dem König eine in würdevollem Ton gehaltene Denkschrift ein, in der er die ehemalige Geschäftsführung der militärischen Oberbehörden mit der durch die Reorganisation der Armee geschaffenen einem eingehenden Vergleich unterzog, die Vorzüge der neuen Einrichtungen überzeugend nachwies und die Angriffe seiner Gegner schlagend widerlegte.

Während dieser Wirrnisse erfolgte die Ankunft Gneisenaus. Er war in den letzten Jahren Scharnhorst in gemeinsamer Arbeit, gemeinsamen Sorgen und gemein-

ſamen Hoffnungen freundſchaftlich nahe getreten, in der von jenem geleiteten Reorganiſations-Kommiſſion hatte er ſelbſt eine wichtige, häufig ausſchlaggebende Rolle geſpielt, durch die Angriffe der Gegner Scharnhorſts fühlte er ſich daher ſelbſt mit betroffen. So war es ſelbſtverſtändlich, daß er in wärmſter Weiſe für den Angegriffenen in die Schranken trat und in Wort und Schrift die Verteidigung der von ihm getroffenen Maßnahmen übernahm. Ihm ſelbſt aber war, trotzdem ihn der König um dieſe Zeit zum Oberſten beförderte, durch alle dieſe Umtriebe die Freude an den heimatlichen Verhältniſſen vergällt, und da er nunmehr die Hoffnung, Preußen direkt in den Kampf mit Napoleon eintreten zu ſehen, endgültig aufgeben mußte, und ſein Plan, mit einer preußiſchen Legion in Öſterreichs Dienſte zu treten, zu dieſer Zeit von der öſterreichiſchen Regierung ſelbſt abgelehnt wurde, da andrerſeits nach eingelaufenen Nachrichten England im Begriffe war, ein Landheer von 40 000 Mann mit einer entſprechend ſtarken Transport- und Kriegsflotte auszurüſten, um auf dem Kontinent den Kampf mit den Franzoſen aufzunehmen, ſo entſchloß er ſich, auch ſeinerſeits die Verabſchiedung aus dem preußiſchen Dienſte zu fordern und in denjenigen Englands zu treten. Vielleicht gelang es ihm, ſo hoffte er, die Staatsmänner Großbritanniens über die Volksſtimmung in Deutſchland aufzuklären, ſie zur Landung eines engliſchen Heeres an der norddeutſchen Küſte zu bewegen und ſo von hier aus den Hebel zur Befreiung des Vaterlandes anzuſetzen.

Es bedurfte wiederholter, dringender Geſuche, um den König zur Gewährung des erbetenen Abſchiedes zu bewegen, ſchließlich erfolgte auch die Entlaſſung nur „für die Dauer des Friedens“. „Der König entläßt mich ungern,“ ſo ſchreibt Gneiſenau an ſeine Frau; „er hat mir bei dieſer Gelegenheit viele ſchmeichelhafte Dinge geſagt, über meine geleiſteten Dienſte, über meine künftige Beſtimmung uſw. Ich habe ihm verſprochen, ſobald er die

Waffen zu ergreifen genötigt sei, sogleich zu ihm zurückzueilen. Er hat mich sehr herzlich behandelt; auch darf ich wohl sagen, daß ich das verdiene nach allen den Opfern, die ich ihm bringe und all mein Dichten und Trachten doch lediglich auf seine Wohlfahrt gerichtet ist." Die unerbetene Bewilligung einer Reiseunterstützung von 2000 Dukaten war ein weiterer Beweis für die Gnade des Königs und der indirekten Billigung seines Unternehmens, wenn Gneisenau auch fernerhin den Franzosenfreunden gegenüber als ein in Ungnaden Entlassener galt.

Das Ergebnis der Reise Gneisenaus nach England war eine große Enttäuschung. Schon bei seiner Landung erhielt er die niederschmetternde Nachricht, daß die englische Expedition zwar abgegangen sei, aber nicht nach Norddeutschland, sondern nach der Scheldemündung. Damit war für eine Erhebung Deutschlands jede Hoffnung verloren. Trotzdem eilte Gneisenau nach London und suchte in unermüdlichen Verhandlungen mit den Ministern, den Prinzen und andern einflußreichen Personen die maßgebenden Kreise Englands für eine Landung in Norddeutschland zu gewinnen, aber es war alles vergeblich, und als noch unglücklicherweise die Kunde von dem völligen Mißlingen der mit bedeutenden Kosten unternommenen Schelde-Expedition einlief, trat ein derartiger Umschwung der öffentlichen Meinung ein, daß von England vorläufig nichts mehr zu erwarten war, um so weniger, als unterdessen Österreich die Schlacht bei Wagram verloren und seinen Frieden mit Napoleon geschlossen hatte. Im Spätherbst reiste Gneisenau wieder von England ab. „Der Zweck meiner Reise ist verfehlt," schreibt er an seine Frau, „alles arbeitet an seiner eigenen Vernichtung, um dem verwegenen Eroberer sein Spiel recht leicht zu machen." Seine Rückreise ging wieder über Schweden, von hier über das brechende Eis des Bottnischen Meerbusens nach Petersburg, da Gneisenau bei den französi-

ſchen Spionen nicht den Verdacht erwecken wollte, eine geheime Miſſion nach England gehabt zu haben. Als er im Sommer 1810 wieder deutſchen Boden betrat, war gerade ein Jahr ſeit ſeiner Abreiſe vergangen. Seine Rückkehr fiel zuſammen mit der Auflöſung des Miniſteriums Altenſtein, das ſich als völlig unfähig erwieſen, der finanziellen Bedrängnis des Staates abzuhelfen und zur Befriedigung der Forderungen Napoleons kein anderes Mittel anzugeben gewußt hatte, als die Abtretung Schleſiens. An die Spitze der Regierung trat Hardenberg, deſſen innere Politik vor allen Dingen auf Geſundung der zerrütteten Finanzen und Fortſetzung der Steinſchen wirtſchaftlichen Reformen, deſſen äußere dahin zielte, durch ſcheinbar widerſtandsloſe Unterwerfung unter den Willen Napoleons, die Zeit zur Vorbereitung für die allgemeine Erhebung zu gewinnen. Dieſen Abſichten entſprechend war es geboten, die Führer der franzöſiſchen Partei ſcheinbar in wichtigen Staatsſtellungen zu belaſſen, die den Franzoſen wohlbekannten Häupter der Kriegspartei dagegen aus ſolchen zu entfernen. Der den Franzoſen beſonders verhaßte Scharnhorſt legte deshalb die Geſchäfte des Kriegsminiſteriums nieder, und auch Gneiſenau erhielt bei ſeiner Rückkehr die Weiſung, ſich nicht öffentlich in Berlin zu zeigen, ſondern in Schleſien den Zeitpunkt abzuwarten, wo die Verhältniſſe ſeine Rückkehr zum Mittelpunkt der Geſchäfte geſtatten würden. Demgemäß begab ſich denn Gneiſenau, nach kurzem Aufenthalt in Pankow bei Berlin, zu ſeiner Familie nach Mittel-Kauffung, tief verbittert und an der Zukunft des Staates faſt verzweifelnd. „So bin ich endlich zurückgekommen," ſchreibt er, „reich an Erfahrungen bitterer Natur, arm an Hoffnungen, oder vielmehr ganz ohne Hoffnungen." Er ſuchte Zerſtreuung in der Beſchäftigung mit der Landwirtſchaft und in den Bemühungen, ſeine durch die Ungunſt der Zeit zerrüttet gewordenen Finanzen zu beſſern, um, wenn die Verhältniſſe eine neue Trennung

notwendig machen sollten, in Ruhe seine Familie verlassen zu können. Eine namhafte Schenkung des Königs setzte ihn im Frühjahr 1811 glücklicherweise in die Lage, Kauffung vor dem Konkurse zu bewahren, die Forderungen seiner Gläubiger zu befriedigen und die von seinen Freunden erhaltenen Vorschüsse zurückzuzahlen.

Während Gneisenau fast ein Jahr lang in völliger Zurückgezogenheit lebte, war die politische Lage Preußens von Tag zu Tag schwieriger geworden. Allerdings schritt die Abzahlung der Kriegskontribution ununterbrochen fort, aber immer noch waren die wichtigsten Festungen in den Händen der Franzosen, das Land von französischen Truppen überschwemmt und der im Dezember 1809 nach Berlin zurückgekehrte König ganz in deren Händen. Napoleons Rüstungen gegen Rußland begannen im Jahre 1811; sie waren ein öffentliches Geheimnis. Kam es zu einem Krieg, so war an ein Neutralbleiben Preußens nicht zu denken. Aber welcher Partei sollte es sich anschließen? Alle Vaterlandsfreunde drängten zu einem Bündnis mit Rußland. Aber konnte man sich einem Staate in die Arme werfen, dessen Monarch durch sein zweideutiges Verhalten im Jahre 1807 den Makel der Unzuverlässigkeit auf sich geladen, der durch seine Haltung in den Jahren 1805 und 1809 Österreich aufs tiefste verletzt und durch seine offenkundigen Bestrebungen auf Gewinnung Polens auch Preußen in seinem Besitzstande bedrohte? Besaß Rußland die Macht, einem Napoleon zu widerstehen, und war nicht bei der Wankelmütigkeit des Zaren zu befürchten, daß er nach einigen unausbleiblichen Niederlagen seinen Frieden mit Napoleon schließen und das unglückliche Preußen die Zeche bezahlen lassen würde? Dieser zweifellos berechtigte Gedankengang konnte nur zu dem Entschluß führen, sich an den gefährlicheren Feind anzulehnen und dadurch dessen zermalmenden Arm zu entwaffnen. So ließ denn König Friedrich Wilhelm durch den französischen Gesandten in

Berlin der Pariſer Regierung Anerbietungen zu einem Allianzvertrag machen. Napoleon ſollte dem Königreich Preußen die Unverſehrtheit ſeines derzeitigen Beſitzſtandes verbürgen, wogegen König Friedrich Wilhelm ſich zur Stellung einer Hilfsarmee verpflichtete für den Fall, daß Frankreich in Deutſchland oder an den Grenzen Preußens Krieg führen würde. Durch einen ſolchen Allianzvertrag hoffte der König inſtand geſetzt zu werden, unter der Hand die Stärke der Armee über die vertragsmäßige Höhe von 42,000 Mann zu ſteigern und zugleich für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Aber in Paris war man zurückhaltend. Wollte man den Ruſſen keinen Vorwand zu neuen Beſorgniſſen geben, oder hatte Napoleon bereits andere Pläne in Beziehung auf Preußen? Das war die Frage, welche die Herzen aller preußiſchen Patrioten aufs höchſte bewegte.

Gneiſenau, der um dieſe Zeit von Hardenberg mehrfach um ſeine Anſicht gefragt wurde, hegte keinen Zweifel, daß die Abſichten Napoleons dahin gingen, Preußen früher oder ſpäter gänzlich zu vernichten und gab deshalb den Rat, ihm zuvorzukommen, die Armee ſofort mobil zu machen, und ſie unter dem Namen einer „bewaffneten Neutralität“ in feſten Stellungen zu vereinigen. „Wir haben ſo viel Truppen,“ ſchreibt er am 16. April, „um unſere acht Feſtungen damit zu beſetzen und noch zwei Korps übrigzubehalten. So etwas kann man nicht im Rücken laſſen. In verſchanzten Lägern (wo, will ich hier nicht andeuten), können dieſe beiden Korps nicht ſogleich bezwungen werden. Mit Belagerungen müßte demnach Frankreich beginnen und das iſt zu Anfang eines Feldzuges unangenehm. Alle acht Feſtungen kann man weder belagern, noch einſchließen. Aus den uneingeſchloſſenen vereinigen ſich die Beſatzungen und werfen die Beobachtungskorps nieder, wenn ſie ſchwach ſind. Macht ſie der Feind ſtark, ſo ſchwächt er dadurch ſeine Armeen gegen Rußland und gibt dieſem Zeit, ſeine

Rüſtungen zu vervollſtändigen. Eine ſolche Stellung gebietet Achtung und möchte allein Napoleon geneigt machen, mit uns ein Bündnis zu ſchließen. Sonſt nichts in der Welt.“ Und einige Tage ſpäter verwirft er ſogar Bündnis und Neutralität und ſchreibt: „Ich würde unfehlbar bei der jetzigen Lage der Dinge für den Angriff ſtimmen und zwar aus folgenden Gründen: Der Angriff beſeelt den Soldaten, macht ihn kräftiger, erweckt das Zutrauen zu ſich ſelbſt und macht den Feind ſtutzig. Der Angegriffene ſchätzt jedesmal den Angreifer ſtärker, als er iſt, jede Fußbreite, die wir bei dem Angriff gewinnen, werden wir ſtärker und haben mehr Menſchen zu unſerer Dispoſition. Durch den Angriff imponieren wir den Menſchen, die ſchlecht geſonnen und bereit ſind, Verräter am Vaterland zu werden. Durch den Angriff bringen wir die Gährung in Deutſchland zur Reife, und jeder Staat wird den Augenblick abpaſſen, ſich zu uns zu ſchlagen . . . Die Macht Napoleons iſt nicht ſo furchtbar, als ſie ſcheint. Spanien beſchäftigt einen großen Teil ſeiner Armee, in Italien muß er ſtarke Truppenkorps haben. Holland darf er nicht entblößen, in den deutſchen Ländern muß er eine Inſurrektion befürchten, ſobald wir angreifen, folglich muß er allenthalben Soldaten haben. Müſſen wir uns, ſtatt anzugreifen, verteidigen, ſo werden wir nach wohlangelegten Berechnungen angegriffen, wir dürfen weder auf Schwäche, noch auf Leichtſinn, noch auf Fehler ſeitens des Feindes und ebenſowenig auf Unterſtützung ſeitens Deutſchlands rechnen. Die Furchtſamen werden in Schrecken geraten und die Hände in den Schoß legen, die Tapferen wie die Spartaner bei Thermopylae fallen. Bei jeder Fußbreite wird der Feind ſtärker, der preußiſche Staat ſchwächer. Der Schritt ſcheint gewagt, weil die Entſcheidung näher liegt, jeder andere iſt aber gefährlicher, nur das Ende des Trauerſpiels iſt weiter hinausgerückt.“

König Friedrich Wilhelm und ſeine Miniſter waren

zwar weit davon entfernt, derartige kühne Ratschläge ohne weiteres zu befolgen, aber die im männlichen Ton gehaltenen Denkschriften Gneisenaus hatten doch wenigstens das Gute, seine Person in Berlin wieder in das Gedächtnis zurückzurufen. Man glaubte, dort seinen Rat in dieser kritischen Zeit nicht länger entbehren zu können, um so weniger, als Scharnhorst dazu bestimmt war, nach Petersburg zu gehen und in persönlichen Unterhandlungen den Versuch zu machen, mit Kaiser Alexander eine Übereinstimmung des Handelns herbeizuführen, falls Napoleon dabei bliebe, eine Allianz mit Preußen abzulehnen. Da eine Wiederanstellung Gneisenaus in der Armee in Rücksicht auf die Franzosen nicht tunlich erschien, so fand man den Ausweg, ihn als Staatsrat im Zivildienst anzustellen, in welcher Stellung er mit Hardenberg gemeinsam die militärisch-politischen Angelegenheiten bearbeiten und insbesondere die Verhandlungen mit England führen sollte.

Die erste und wichtigste Arbeit, die er in seinem neuen Amte zu erledigen hatte, war der Entwurf eines Verteidigungsplanes, falls Napoleon wirklich, wie man allgemein annahm, dazu schreiten würde, das Land zu besetzen und seiner Selbständigkeit zu berauben. Schon nach 14 Tagen war er mit seiner Denkschrift fertig. Nachdem er kurz die Truppenanhäufungen der Franzosen an den Grenzen Preußens und die schwierige Lage der eigenen Garnisonen besprochen, schlägt er vor, die Mobilmachung der Armee sofort zu beginnen, die Truppen in befestigten Lagern bei Spandau und Kolberg zu vereinigen, die Festungen in Verteidigungszustand zu setzen und im ganzen Lande, auch in den abgetretenen Provinzen, das Volk zum allgemeinen Aufstand aufzurufen. Aus den durch die Erhebung zur Verfügung gestellten Kräften sollte eine Miliz (später Landwehr genannt) und eine Insurrektion (Landsturm) ins Leben gerufen werden. Die Miliz, zu der alle Waffenfähigen im Alter von

16 bis 35 Jahren gehören sollten, sei in Kompagnien, Legionen und Brigaden zu organisieren und so gut, als es die Zeit erlaubte, einzuexerzieren. Ihre Aufgabe wäre, dem Feinde durch einen energisch geführten kleinen Krieg so viel wie möglich Abbruch zu tun, auch in Verbindung mit den regulären Truppen zu kämpfen. Ihre Bewaffnung sollte, falls die im Lande vorhandenen Gewehre nicht ausreichten, in Picken bestehen, auch eine Art Uniformierung sollte erstrebt werden. Wo eine Abteilung in Gefahr komme, gefangen genommen zu werden, habe sie die Waffen zu verstecken, die Abzeichen abzulegen und als einfache Landbewohner aufzutreten. Es folgen sodann Vorschriften, wie die Milizen gegen den Feind zu agieren hätten und in welchen Dingen sie deshalb auszubilden wären, ferner Vorschläge über Strafen, Belohnungen u. dgl. Alle waffenfähigen Männer vom 35. bis zum 55. Lebensjahr sollten der Insurrektion angehören, die provinzweise zu bilden sei, und, jedes Dorf unter selbstgewählten Anführern, in dem Augenblick in Tätigkeit zu treten habe, wo der Feind die Provinz beträte. Die ganze Zivilverwaltung habe alsdann aufzuhören, jeder Beamte, der unter dem Feinde seinen Dienst fortsetze, mache sich unwürdig, jemals wieder einen Posten im Dienste des Königs zu bekleiden. Eine planmäßige Agitation durch das ganze Land habe den allgemeinen Aufstand vorzubereiten; eine von Gneisenau beigefügte Liste bezeichnete die Männer, die in den verschiedenen Provinzen geeignet wären, die Leitung der Erhebung zu übernehmen.

Dies in wenigen Worten der Inhalt seines Planes. Wie wir sehen, umfaßt die Denkschrift schon die Grundzüge der Erhebung von 1813. Interessant sind die Marginalbemerkungen, mit denen der nüchterndenkende, seiner ungeheuren Verantwortung sich stets bewußte König die häufig schwungvollen und teilweise großen Optimismus verratenden Sätze Gneisenaus begleitete. Wenn er auch im großen und ganzen mit den Vor-

ſchlägen Gneiſenaus einverſtanden war, ſo glaubte er doch, ihre Ausführung nur inſoweit anordnen zu dürfen, als dies ohne Provokation Frankreichs geſchehen konnte. Er befahl die Einziehung von Reſerviſten, ließ die Herſtellung des Lagers von Kolberg in Angriff nehmen und das bei Spandau geplante abſtecken. Als einige Tage ſpäter von Paris neue Beſorgnis erregende Nachrichten einliefen, ernannte er eine Kommiſſion, der auch Gneiſenau angehörte, welche die Rüſtungen energiſch zu betreiben beauftragt wurde. Auf ihren Vorſchlag wurden aus den eingezogenen Reſerviſten 40 Reſerve- und 11 Depot-Bataillone formiert, auch die Kompagnien der Infanterie verſtärkt. Gneiſenau ſelbſt wurde dazu beſtimmt, das Oberkommando der Streitkräfte in Schleſien zu übernehmen.

Derartige weitgehende Maßnahmen waren begreiflicherweiſe vor den Argusaugen der franzöſiſchen Agenten auf die Dauer nicht zu verheimlichen. Am 27. Auguſt forderte deshalb der franzöſiſche Geſandte in Berlin, St. Marſan, Aufſchlüſſe über die Ziele dieſer Rüſtungen. Hardenberg fand es für rätlich, ihm offen mitzuteilen, daß Preußen allerdings rüſte und zwar mit Recht, da alle Nachbarſtaaten das gleiche täten. Auf die Frage St. Marſans, was man mit den Truppen zu tun gedenke, erwiderte Hardenberg: „Mit dem Degen in der Hand zu ſterben und nimmer mit Unehren unterzugehen; alle Feſtungen ſeien ausgerüſtet und auf das erſte Zeichen ſtünden 100000 Mann unter den Waffen.“

Die kühne, ſelbſtbewußte und in Paris völlig ungewohnte Sprache verfehlte nicht ihren Zweck. Napoleon fand ſich veranlaßt — es würde hier zu weit führen, auf ſeine Gründe einzugehen — den Abſchluß eines Bündniſſes zu verſprechen, forderte aber vor dem Eingehen in weitere Verhandlungen die ſofortige Abrüſtung, widrigenfalls Marſchall Davout den Befehl erhalten würde, in Preußen einzurücken. Eine Depeſche des Miniſters des

Auswärtigen an St. Marsan versicherte, das Brutale der Forderung mildernd, der Kaiser wolle die engste Vereinigung mit Preußen herstellen und alles, was Anstoß erregen könne, entfernen. Trotzdem Hardenberg selbst diese Erklärung als sehr unbestimmt bezeichnen mußte, trotzdem Gneisenau in zwei ausführlichen Denkschriften zum Beharren in der bisherigen Politik aufforderte und eingehend die Vorteile einer Ablehnung der französischen Forderung und die Gefahren eines längeren Zauderns auseinandersetzte, trotzdem er auf die im Auftrage des Staatskanzlers mit der englischen Regierung gepflogenen, dem Abschluß nahen Unterhandlungen hinwies und eine Übersicht über die von England für Preußen bereits eingeschifften Waffen vorlegte, so hielt es doch sowohl Hardenberg, als auch der König für Erfordernisse einer weisen Politik, die gegebenen Erklärungen Napoleons als befriedigend anzusehen, und die begonnenen Rüstungen vorläufig zu suspendieren. So wurden denn die Arbeiten bei Spandau und Kolberg eingestellt, wenn auch die Arbeiter vorläufig beisammen gehalten und von den Reservisten nur diejenigen entlassen wurden, deren Einberufung innerhalb 48 Stnnden wieder erfolgen konnte. Am 26. Oktober trafen endlich bei St. Marsan die Vollmachten zum Abschluß eines französisch-preußischen Bündnisses ein. Sie waren so, wie sie Gneisenau vorausgesehen hatte, d. h. in der offenbaren Absicht abgefaßt, Preußen völlig in die Hände der Franzosen zu liefern. Der Kaiser ließ dem Könige die Wahl zwischen dem Beitritt zum Rheinbund oder einem Schutz- und Trutzbündnis „für alle Fälle und auf ewig". Wie sehr er auch bei einem Kriege mit Rußland die Unterstützung schätze, welche Preußens Bündnis ihm darböte, so bedürfe er seiner Truppen kaum, da er hinreichend mit solchen versehen sei; er schätze die Hilfe höher, die ihm Preußens Verwaltung liefern könne, um sein Heer wie einen Bergstrom über den Niemen zu bringen.

Napoleon verlange daher nur ein Korps von 20000 Mann, deſſen Verwendung ihm völlig anheimzuſtellen ſei. Da der Kaiſer nur eine ſo geringe Truppenzahl von Preußen verlange, ſo ſei kein Grund zu einem Nachlaß der noch zu zahlenden Kontribution oder zur Aufhebung des Vertrages über die Maximalſtärke des preußiſchen Heeres vorhanden. Bei einem möglicherweiſe eintretenden Krieg mit Rußland werde freier Durchzug von der Elbe bis zur Weichſel und von der Zivilverwaltung die Lieferung von Verpflegungsmitteln gefordert werden, über deren Bezahlung man ſich verſtändigen würde. Selbſtverſtändlich ſei auch die Kontinentalſperre beizubehalten und die Verpflichtung einzugehen, keinen Frieden mit England zu unterzeichnen, außer auf der Grundlage der Freiheit der Meere.

Die Maßloſigkeit dieſer franzöſiſchen Forderungen hatte zur Folge, daß ſelbſt der vorſichtige Hardenberg dazu veranlaßt wurde, dem Könige ihre Ablehnung und den ſofortigen Abſchluß eines Bündniſſes mit Rußland zu empfehlen. Die auf Weltherrſchaft hinzielenden Pläne Napoleons, die Treuloſigkeit ſeiner Politik, ſein Haß gegen Preußen und ſpeziell gegen den König, ſein Verfahren gegen andere Länder, alles dies ſtelle nur völlige Unterwerfung in Ausſicht, ohne vor der Gefahr der Vernichtung zu ſichern. Napoleons Forderungen bezweckten die vollkommenſte Abhängigkeit Preußens aufs feſteſte zu begründen. Preußen ſolle von nun an mit 20000 Mann an allen Kriegen Frankreichs teilnehmen, alſo auch in Spanien, Irland, Korfu und Dalmatien, es ſolle damit dauernd in dem Zuſtand der Schwäche erhalten werden. Der Erlaß der Kontribution ſei abgeſchlagen, dagegen der Krieg gegen England zur Pflicht gemacht, damit werde der letzte Reſt des preußiſchen Handels zugrunde gerichtet. Das Verſprechen einer Entſchädigung für die in Ausſicht ſtehenden ungeheueren Naturallieferungen böte keinerlei Sicherheit. Der König habe keine

andere Wahl, wolle er dem ſicheren Untergang entgehen, als engſten Anſchluß an Rußland. Man ſetze ſich in dieſem Falle allerdings dem erſten Anſturme aus, könne aber auf die Hilfe Rußlands und Englands, vielleicht auch noch anderer Staaten rechnen und ſtehe auf jeden Fall viel beſſer da, als im Jahre 1806.

Der König konnte ſich der Wucht dieſer Gründe nicht entziehen. Gleichwohl zögerte er, einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen: Tiefer, als ſein Abſcheu gegen das franzöſiſche Bündnis, war die Überzeugung von der Unüberwindlichkeit Napoleons. Er verſchob die Entſcheidung bis Scharnhorſt von Petersburg zurückgekehrt ſei und man wiſſe, was man von Rußland erwarten könne. Die wenige Tage ſpäter von Scharnhorſt überbrachten Entſchlüſſe des Zaren waren leider derart, daß ſie zu einem Handeln im Sinne der Kriegspartei nicht ermutigen konnten. Wohl verſprach Kaiſer Alexander jede Feindſeligkeit gegen Preußen, ſogar jede Verſtärkung der franzöſiſchen Truppen an der Weichſel als Kriegserklärung gegen Rußland anzuſehen und nur mit Bewilligung Preußens die Waffen niederzulegen, wohl ſtellte er in Ausſicht, ſein Heer ſofort gegen die Weichſel vorrücken und bei günſtigen Umſtänden die Offenſive auch weiter nach Deutſchland hinein fortſetzen zu laſſen, aber die von Scharnhorſt überbrachte Konvention atmete doch ſichtbar den Geiſt der Scheu vor raſcher, kürzeſter Entſcheidung, ſie verlegte bei einem günſtigen Verlauf den Schauplatz und damit alle Laſten des Krieges in ausſchließlich preußiſches Gebiet, ſie ſprach es offen aus, daß falls die Verhältniſſe ſich ungünſtig entwickeln ſollten, die ruſſiſche Armee, der defenſiven Grundidee ihres Kriegsplanes gemäß, ſich ſchrittweiſe in das Innere von Rußland zurückziehen und alſo Preußen ſomit völlig in der Gewalt ſeines rachſüchtigen Gegners belaſſen würde. Daß derartige wenig Offenſivgeiſt verratenden Pläne den König nicht bewegen konnten, die Exiſtenz des Staates und ſeiner

Dynastie aufs Spiel zu setzen, erscheint psychologisch völlig begreiflich, um so mehr, als sein Vertrauen auf die Schlagfertigkeit der russischen Armee nur gering, und die Erinnerung an die in den Jahren 1806 und 1807 allenthalben im preußischen Volke hervorgetretene Schwachmütigkeit noch zu frisch war, um an eine allgemeine und kräftige Erhebung glauben zu können. Gegenüber den vom Könige mit Recht gehegten Besorgnissen, die durch eine zum Teil französisch gesinnte, alle revolutionären Maßnahmen eines Volkskrieges von vornherein verdammende Umgebung stets neue Nahrung erhielten, waren die Beredsamkeit eines Hardenberg, die Logik eines Scharnhorst, die hoffnungsfreudigen Berechnungen eines Gneisenau völlig machtlos. Es war unter den gegebenen Verhältnissen schon viel erreicht, daß der König einwilligte, einen neuen Versuch beim Wiener Hof zu machen, um die Waffenbrüderschaft Österreichs für Preußen in einem etwaigen Kriege mit Napoleon zu erlangen und zu diesem Zwecke Scharnhorst nach Wien zu senden. Als Scharnhorst dort, trotz seiner eindringlichen Vorstellungen eine Ablehnung fand, war der Entschluß des Königs gefaßt und das Los Preußens entschieden. Napoleon selbst machte dem ungewissen Zustand im Februar ein Ende. Als seine Rüstungen gegen Rußland so weit gediehen waren, daß der Vormarsch der Großen Armee nach der Weichsel beginnen konnte, ließ er den preußischen Gesandten, General Krusemark, zu sich bescheiden und diktierte ihm den Allianzvertrag, so, wie er ihn haben wollte, in die Feder. Zugleich erklärte er ihm, daß der Einmarsch der französischen Truppen in Preußen schon befohlen sei, von der Annahme des Vertrags hinge es ab, ob er ein friedlicher oder kriegerischer sein würde. Unter diesen Verhältnissen glaubte Krusemark keine andere Wahl zu haben, als das Aktenstück zu unterzeichnen, das Preußen völlig in die Hände der Franzosen liefern sollte. Sein Verhalten fand die

Billigung des Königs umso leichter, als fast gleichzeitig mit dem Eintreffen des Kuriers, der die Nachricht von dem Abschluß des Vertrages überbrachte, die Meldung von dem Vormarsch der Division Gudin von Magdeburg nach Stettin eingelaufen war.

Es war klar, daß mit dem Abschluß des Bündnisvertrages mit Frankreich, Preußen für die Führer der Kriegspartei kein Feld der Tätigkeit mehr bot. Schon der Haß der Franzosen und der Franzosenfreunde hätte ihr Verbleiben im Dienst unmöglich gemacht. Auch für Gneisenau gab es keine Möglichkeit mehr, im Vaterlande zu bleiben. Er hatte seine ganze Kraft eingesetzt gehabt, um den König zum Krieg mit Frankreich zu bewegen, jetzt, nachdem die Entscheidung ganz seinen Wünschen und Hoffnungen entgegen gefallen war, gebot schon die Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit gebieterisch, aus dem Machtbereich der Franzosen zu weichen. Er forderte seinen Abschied. Wohin er sich begeben wollte, war er noch unentschlossen. Sein erster Gedanke war, dem Beispiele einiger Freunde und Gesinnungsgenossen zu folgen und in den Reihen der Spanier gegen Napoleon zu kämpfen. Er gab diese Absicht bald wieder auf, da die Überzeugung allzu mächtig in ihm lebte, daß nicht auf der Pyrenäischen Halbinsel, nicht bei dem Heere Wellingtons, sondern auf deutschem Boden die Entscheidung des großen Weltkampfes fallen würde, daß es daher rätlich sei, sich nicht allzu weit zu entfernen, wollte er in den Tagen der Katastrophe rechtzeitig zur Stelle sein. So lag der Entschluß, sich nach Rußland zu wenden, nahe. Seine besten Freunde, Boyen, Clausewitz, Chasot, Goltz, Dohna, Alvensleben, Horn und gegen 20 andere Offiziere waren ihm dahin vorausgegangen. Vielleicht ließ sich aus den Männern, die Preußen jetzt in Scharen verließen, um nicht den Adlern Napoleons folgen zu müssen, eine Legion bilden, deren Kräfte, im Falle die Russen

siegreich blieben, für Preußen nicht verloren waren, sondern für eine spätere Volkserhebung einen festen Kern abzugeben vermochten, vielleicht ließ sich Kaiser Alexander, im Falle seinen Waffen der Sieg beschieden war, doch noch bewegen, seine Heere für die Befreiung Deutschlands die Weichsel überschreiten zu lassen. Und wenn die auf Rußland gesetzten Hoffnungen täuschten, so blieb noch die Möglichkeit, Napoleon in der Person des ehemaligen Marschalls Bernadotte, des jetzigen Kronprinzen von Schweden, dessen Politik sich seit langem in antifranzösischen Bahnen bewegte, einen neuen Feind erstehen zu lassen und dessen tatkräftige Beteiligung am Kriege herbeizuführen.

Der König, dem Gneisenau durch Hardenberg seine Pläne und Absichten, so unbestimmt sie auch noch waren, mitteilen ließ, versagte seine Genehmigung nicht. Er enthob Gneisenau von seiner Stellung als Staatsrat, wies aber den Staatskanzler in einer geheimen Kabinettsorder an, ihm das bisherige Gehalt weiter zu zahlen und ihm für die Erledigung eines geheimen Auftrages die nötigen Mittel anzuweisen. Worin der Auftrag bestand ist nicht bekannt, aber nach Lage der Dinge konnte er in nichts anderem bestanden haben, als in persönlichem Verkehr mit den Höfen, den maßgebenden Staatsmännern und Feldherren Österreichs, Rußlands, Schwedens und Englands die Mittel und Wege ausfindig zu machen, die eine Befreiung Europas herbeizuführen imstande waren, dem verarmten Preußen die Mittel zu verschaffen, um bei günstigeren Verhältnissen das französische Joch abwerfen zu können, die Landung schwedischer und englischer Truppen zu beraten, kurz, alles das vorzubereiten, wozu im Momente der Entscheidung die Zeit fehlte.

Am 21. März reiste Gneisenau ab. Sein erstes Ziel war Wien, wo er eine Unterredung mit Erzherzog Karl hatte. Von Wien ging er durch Galizien nach Rußland. In Wilna traf er mit Kaiser Alexander zu-

ſammen, der ihn als alten Bekannten wohlwollend aufnahm. Nachdem er ſich mit Hilfe ſeiner Freunde über die Verhältniſſe der ruſſiſchen Streitkräfte gründlich orientiert hatte, reichte er dem Kaiſer eine Denkſchrift ein, in der er ſeine Anſichten über die Führung des bevorſtehenden Krieges ausſprach und eingehend begründete. Der Kaiſer nahm die Arbeit Gneiſenaus mit Wohlwollen auf, ſtudierte ſie mit Intereſſe und kargte nicht mit Worten der Anerkennung. Trotzdem erkannte Gneiſenau ſehr bald, daß für ihn in Rußland kein Feld der Tätigkeit zu finden, daß für die Erfüllung ſeiner Hoffnungen vorläufig nichts zu erwarten ſei. Nach zweimonatlichem Aufenthalt ſetzte er den Wanderſtab weiter nach Stockholm. Auch hier wurde ihm eine freundliche Aufnahme zuteil. Der Kronprinz erklärte ſich bereit, mit 30000 Schweden, wozu Kaiſer Alexander wohl noch 15000 Ruſſen ſtellen würde, in Deutſchland zu landen und den Franzoſen in den Rücken zu fallen; er gab Gneiſenau den Auftrag, den engliſchen Miniſtern ſeine Gedanken vorzutragen und deren Unterſtützung zu erbitten. Ende Auguſt betrat Gneiſenau den engliſchen Boden. Durch Vermittlung des Grafen Münſter erhielt er eine Audienz bei dem Prinz-Regenten, deren Verlauf ihn mit neuen Hoffnungen erfüllte. In neunſtündiger Unterredung hatte er Gelegenheit, nicht bloß die Aufträge des Kronprinzen von Schweden auszurichten, ſondern auch dem Prinzen die Lage in Deutſchland, die Stimmung des Volkes und die Ausſichten einer Landung ſchwediſcher und engliſcher Truppen eingehend klar zu legen. Die machtvolle Beredſamkeit Gneiſenaus verfehlte nicht ihre Wirkung, aber begreiflicherweiſe war die Entſcheidung der engliſchen Staatsmänner abhängig von dem Verlaufe des Krieges in Rußland, und gerade zu dieſer Zeit lief die Nachricht von den franzöſiſchen Siegen bei Smolensk und Borodino und der Einnahme von Moskau ein. Es blieb nichts anderes übrig, als ab-

zuwarten, wie die Dinge sich weiter entwickeln würden. Gneisenau benutzte die unfreiwillige Muße dazu, seine durch die Anstrengungen der Reise und die Gemütsaufregungen des letzten Jahres angegriffene Gesundheit in den Bädern von Buxton wieder herzustellen.

Die Ereignisse in Rußland sollten ihn bald aus seiner Ruhe aufschrecken. Die Nachricht von dem Brande Moskaus belebte in ihm die Hoffnung, daß diejenigen, die sich entschließen konnten, die Hauptstadt eines großen Reiches den Flammen zu übergeben und alle wohlhabenden Einwohner derselben zur Auswanderung zu zwingen, auch fähig sein würden, mehr, ja selbst das Äußerste zu wagen. Die innere Aufregung litt ihn nicht mehr in seinem abgeschiedenen Badeort, es trieb ihn nach London. Die Nachrichten aus Rußland lauteten immer günstiger: die Große Armee befand sich auf dem Rückzuge nach Deutschland. Hatte es Gneisenau anfänglich für wahrscheinlich gehalten, daß sich Napoleon in Rußland festsetzen, einen Staat im Staate bilden und ihn derart befestigen würde, daß er die Ankunft weiterer Verstärkungen abwarten und dann die Russen zum Frieden zwingen konnte, so erwartete er jetzt nichts anderes, als daß der Kaiser seine immer noch auf 155000 Mann geschätzte Armee bis an die Weichsel zurückführen, hier jedem weiteren Vordringen des Gegners ein Ende machen und Verstärkungen und günstigere Jahreszeit zum Wiederbeginn des Feldzuges abwarten würde. Deutschland blieb in diesem Falle nach wie vor in seiner Gewalt, an einen Abfall Österreichs und Preußens war nicht zu denken. Nur eine englische Landung konnte eine Wendung hervorrufen. Gneisenaus Bemühungen waren daher dahin gerichtet, die englische Regierung zu bewegen, nicht bloß die vorhandenen Truppen, sondern sogar einen Teil der Armee Wellingtons zur Landung in Deutschland zu verwenden, in den ehemalig hannöverschen, hessischen und braunschweigischen Landen

einen Aufstand hervorzurufen und hierdurch Napoleon zum Rückzug nach dem Rhein, Preußen zum Anschluß zu zwingen. Seine Bemühungen waren vergeblich; selbst die Nachrichten von dem jämmerlichen Zustand, in den die Große Armee durch Kälte und Hunger versetzt war, vermochte nicht kühnere Entschlüsse des Ministeriums hervorzurufen. Da änderte die wie eine Bombe einschlagende Nachricht von dem Abschluß der Konvention von Tauroggen die Verhältnisse von Grund aus. Gneisenau litt es nunmehr nicht länger in England; er bat die englische Regierung, ihn mit einem Kriegsschiff nach Kolberg zu senden. Seine Verhandlungen mit den Ministern waren noch in letzter Stunde von einigem Erfolge gekrönt worden, indem England die russisch-deutsche Legion in seinen Sold zu nehmen und sofort eine vollständige Ausrüstung für 20000 Mann für eine sich in Norddeutschland bildende Armee zu senden und bis zu dem Augenblicke, wo sich König Friedrich Wilhelm gegen Frankreich erklärt habe, für den Unterhalt dieser Truppen zu sorgen versprach. Anfang Februar reiste Gneisenau in freudigster Stimmung von England ab. Am 25. landete er in Kolberg, der Stätte seiner früheren ruhmvollen Wirksamkeit. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des allverehrten, ehemaligen Kommandanten durch die Stadt, und wie mit einem Zauberschlag waren alle Häuser der Stadt festlich beleuchtet; die gesamte Bevölkerung aber strömte mit Musik vor Gneisenaus Wohnung, um ihm, der für sie die Verkörperung des Gedankens der Befreiung von der Fremdherrschaft bildete, in begeisterten Lebehochs ihre Freude, ihre Dankbarkeit und ihre Verehrung zu erkennen zu geben. Wichtiger als dies aber war, daß der jetzige Gouverneur von Kolberg, General v. Borstell, der sich ehemals durch seinen bitteren Haß gegen Reformpartei und Reorganisationskommission hervorgetan und bisher alle Aufforderungen Yorcks und Bülows, mit

seinen Truppen zu ihnen zu stoßen, beharrlich abgelehnt hatte, durch die machtvolle Persönlichkeit Gneisenaus bewogen wurde, sich mit seinen Truppen gegen Berlin in Bewegung zu setzen.

VI. Die Befreiungskriege.

Es war eine von Grund aus veränderte Weltlage, ein von Grund aus verändertes Preußen, das Gneisenau bei seiner Rückkehr nach zehnmonatlicher Abwesenheit vorfand. Als er im Jahre 1812 nach England abreiste, stand Napoleon im Zenit seiner Macht und schickte sich an, an der Spitze von 500000 Mann den letzten Staat des Kontinents, der sich bisher noch nicht bedingungslos seinem Willen unterworfen hatte, seine Macht fühlen zu lassen; — als er jetzt zurückkehrte, war wenige Wochen vorher der Imperator in fluchtähnlicher Eile durch Deutschland nach Paris zurückgehastet, um seinen, durch die fehlgeschlagene russische Unternehmung und durch das Maletsche Komplott ins Wanken geratenen Thron neu zu befestigen. Als Gneisenau abreiste, wälzte sich gerade die Große Armee, ein Heer, wie es stärker, besser und glänzender die staunende Welt noch nie gesehen in endlos scheinenden Truppenzügen, laut und prahlerisch, die Phantasie zugleich mit seinem Glanz und seinem Schrecken füllend, der Weichsel zu; — jetzt kam der aus der Fremde Zurückkehrende gerade noch recht, um die letzten Trümmer dieser Armee mit eigenen Augen zu sehen, ein Bild völliger Auflösung, unsäglichen Elends, namenlosen Jammers, vor dessen ergreifendem Eindruck sich selbst der Franzosenhaß des Rohesten in Mitleid und Erbarmen verwandelte. Als Gneisenau abreiste, ließ er den Staat Friedrichs des Großen zurück, herabgesunken zur Bedeutung eines Rheinbundstaates, das preußische Volk in stummer

Ergebung in das ſcheinbar Unabänderliche, ohne Hoffnung auf eine beſſere Zukunft, apathiſch dem völligen Ruin, der nicht mehr abwendbaren Verarmung entgegenſehend; — jetzt fand er den nämlichen Staat berufen, in dem neu ausbrechenden Kampfe die weltgeſchichtliche Entſcheidung zu geben, die Nation bis in die tiefſten Tiefen der Volksſeele aufgeregt, mit mannhaftem Zorn gegen den fremden Unterdrücker erfüllt und vom Jüngling bis zum Greiſe bereit, für die jahrelang geduldig ertragene Unbill, für die Demütigungen, Erpreſſungen und Martern der letzten ſechs Jahre blutige Rache zu nehmen. Bei ſeiner Abreiſe hatte er den König verlaſſen, niedergebeugt durch das Unglück ſeines Landes, überzeugt von der Unbeſiegbarkeit des fränkiſchen Eroberers, mit Mißtrauen erfüllt in die Leiſtungsfähigkeit ſeines Volkes und ſeiner Armee und willig, um den gänzlichen Untergang abzuwehren, alle Forderungen Napoleons getreulich zu erfüllen; — jetzt fand er ihn in der Hauptſtadt Schleſiens, umgeben von den alten, bewährten Gegnern des Napoleonismus, aufs tiefſte ergriffen von den tauſenden Beweiſen der Liebe und aufopfernden Hingebung ſeines Volkes, entſchloſſen, im Bunde mit Rußland den Kampf zur Befreiung und Wiederherſtellung des Vaterlandes zu wagen. Fürwahr ein Umſchwung, wie er größer kaum gedacht, wie ihn ſelbſt die feurige Phantaſie Gneiſenaus in ſolchem Umfange kaum für möglich gehalten hatte!

Gneiſenau hatte von Kolberg aus dem Könige ſeine Rückkehr gemeldet und um Mitteilung ſeiner künftigen Beſtimmung gebeten. Am 4. März erhielt er von Hardenberg die Aufforderung, ſich nach Breslau zu begeben; wenige Stunden ſpäter befand er ſich ſchon auf dem Wege nach Schleſien. Was er unterwegs zu ſehen bekam, konnte ſein Herz nur mit unſäglicher Freude erfüllen. Überall zeigte ſich der herrlichſte Aufſchwung für die große Sache des Vaterlandes. Der Ruf des Königs

zu den Waffen vom 3. und 9. Februar war in die Städte und in die Dörfer, in die Paläſte und in die Bauernhütten, in die Hörſäle und in die Werkſtätten gedrungen und willig war ihm alles gefolgt, ſelbſt diejenigen, denen der Kriegsdienſt bisher nur vom Hörenſagen bekannt war. Gneiſenau fand in Berlin die Univerſität leer von Studenten, die oberen Klaſſen der Gymnaſien ohne Schüler, die Straßen nach Schleſien dagegen bevölkert mit Männern jeglichen Alters und jeglichen Standes, die begeiſtert nach Breslau zu den Waffen eilten. Aus Oſtpreußen erhielt er die Nachricht, daß der ehemalige Miniſter Frhr. v. Stein in Königsberg angekommen ſei und dort den Anſtoß zu einer allgemeinen Erhebung der Provinz gegeben habe.

Am 10. März, am Tage der Stiftung des Eiſernen Kreuzes, erreichte Gneiſenau Breslau. Auch in Schleſiens Hauptſtadt herrſchte eine nie vorher erlebte Erregung, zu allen Toren der alten Stadt zogen die Haufen der Freiwilligen herein. Wenige Tage vorher hatte ein ſchlichter Gelehrter, Heinrich Steffens, ſeine Studenten vom Katheder herab aufgefordert, ihm zu folgen und ſich ſamt und ſonders in die Armee einreihen zu laſſen. Seinem Beiſpiel waren viele hundert Jünglinge aller Stände gefolgt, die nunmehr im Verein mit Reſerviſten und Landwehrleuten die Straßen der Stadt füllten und mit jubelnder Begeiſterung am Schloſſe des Königs vorüberzogen. Der König empfing Gneiſenau herzlich, von ſeinen Freunden wurde er mit Jubel begrüßt, Hardenberg zog ihn ſofort über die jetzt zu ergreifenden Maßnahmen zu Rate. Den Vorſchlag des Staatskanzlers, eiligſt nach England zurückzureiſen und den Bündnisvertrag zum Abſchluß zu bringen, was unter den veränderten Verhältniſſen kaum mehr Schwierigkeiten machen werde, lehnte er jedoch mit Entſchiedenheit ab. „Schon einen ruhmreichen Feldzug habe er durch ſeine Verwendung im diplomatiſchen Dienſt verſäumt, er wolle in dem

Augenblicke, wo die preußische Armee den Fuß auf fremdes Gebiet setze, nicht Gefahr laufen, auch an dem zweiten nicht Anteil nehmen zu dürfen." Der König ehrte seine Gründe, stellte ihn als Generalmajor in der Armee an und bestimmte ihn zum Kommandierenden des preußischen Korps, das im Vereine mit schwedischen und vielleicht auch englischen Truppen in Norddeutschland operieren sollte. Solange dieses noch nicht zusammengetreten sei, solle er die Stelle eines zweiten General-Quartiermeisters im Stabe Blüchers, des Höchstkommandierenden der preußischen Armee, übernehmen.

Die nächsten Wochen verflossen für Gneisenau in angestrengtester Tätigkeit. Es galt vor allem, sich den durch die Reise nach England verloren gegangenen Überblick über die Lage der Dinge wieder zu verschaffen. Die Rüstungen der Armee fand Gneisenau unter Scharnhorsts kraftvoller Leitung in bestem Vorwärtsschreiten, trotzdem dieser allenthalben mit Schwierigkeiten, Unbeholfenheit und Kleinigkeitskrämerei zu kämpfen hatte. Es ist hier nicht der Ort, die Wandlungen, die mit der preußischen Armee des Jahres 1812 vorgenommen wurden, Schritt für Schritt zu verfolgen und die ihr im Frühjahr 1813 zugeführten Verstärkungen einzeln aufzuzählen. Es möge anzuführen genügen, daß bei Ankunft Gneisenaus nach Berechnungen Scharnhorsts die Stärke der Armee einschließlich der in der Bildung begriffenen Truppenteile bereits 119830 Mann betrug, sich also, dem Stande vom 1. Dezember 1812 gegenüber, um das Dreifache vermehrt hatte. Es war ein erhebendes Gefühl für Gneisenau, daß alle seine in bezug auf allgemeine Wehrpflicht, Landwehr, Landsturm, Freiwilligen-Bataillone u. dgl. in den Jahren 1808, 1809 und 1811 gemachten und mit Scharnhorst gemeinsam ausgearbeiteten Vorschläge, alles das, was damals von den Reaktionären und den Kleinmütigen in der Umgebung des Königs als Nebelgebilde und Phantastereien bezeichnet worden war,

nunmehr in den Tagen der Not zur Ausführung gebracht wurde und allem Anschein nach glänzende Ergebnisse hervorzubringen versprach.

Weniger zufrieden war Gneisenau mit dem Fortgange der militärischen Operationen. Gerade in den Monaten Januar und Februar, wo nach seiner Ansicht die größte Tatkraft und Schnelligkeit unerläßlich gewesen wäre, um die Reste der französischen Armee vor der Ankunft Napoleons völlig zu vernichten oder zum Rückzug über den Rhein zu zwingen, war dank der geringen Neigung der russischen Generale, den Krieg nach Deutschland hinein fortzusetzen, eine unverzeihliche Langsamkeit in der Kriegführung eingetreten und das persönliche Eingreifen Kaiser Alexanders war notwendig gewesen, um die Vorwärtsbewegung wieder in lebhafteren Fluß zu bringen. Erst am 2. März hatte Wittgenstein, gefolgt vom Korps Yorck, die Oder überschritten, die Besetzung Berlins verzögerte sich bis zum 11. März.

Am 24. März setzte sich endlich auch die Blücherſche Armee, verstärkt durch 15000 Russen unter Wintzingerode, aus Schlesien in Bewegung, überschritt die sächsische Grenze und bei Dresden die Elbe, während sich gleichzeitig Wittgenstein und Yorck gegen Magdeburg wandten. Um das Vordringen der Verbündeten in Sachsen zu hemmen, unternahm der Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, der seine geringen Streitkräfte um Magdeburg vereinigt hatte, von hier aus einen Vorstoß in Richtung auf Berlin, wurde aber durch das Treffen bei Möckern am 5. April zur Rückkehr gezwungen. Unterdessen war auch Napoleon mit bedeutenden Verstärkungen auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen. Ende April vereinigte er sich an der Saale mit dem Vizekönig und drang, nunmehr etwa 150000 Mann stark, langsam gegen Leipzig vor. Ihm gegenüber sammelte sich die Hauptarmee der Verbündeten unter Wittgenstein mit 95000 Mann. Trotz der bedeutenden Minderzahl der

zur Stelle befindlichen Truppen beschloß man den Angriff. Am 2. Mai stießen die Heere bei Groß-Görschen zusammen. Auf beiden Seiten kämpften die jungen Truppen mit Heldenmut. „Ce ne sont plus les Prussiens de 1806“, soll Napoleon ausgerufen haben, als selbst Ney, „der Tapferste der Tapferen“, nur mühsam sich behauptete. Aber trotz der Entschlossenheit, mit der namentlich die preußischen Truppen kämpften, gelang es doch nicht, eine befriedigende Entscheidung herbeizuführen. Wenn auch nicht geschlagen, hielt man es doch im Lager der Verbündeten für rätlich, den Rückzug nach der Elbe anzutreten. Die Verluste waren auf beiden Seiten bedeutend, den schwersten hatte die preußische Armee erlitten: Scharnhorst, „der Waffenschmied Preußens“, hatte die Todeswunde erhalten, an der er wenige Wochen später sterben sollte. Napoleon entsandte nunmehr Davout zur Wiedereinnahme von Hamburg, Ney gegen das allein von dem kleinen Korps Bülow gedeckte Berlin, während er selbst mit dem Gros der Armee den Verbündeten langsam folgte. Schon am 8. Mai war er wieder Herr der Elblinie, die von jetzt an, mit Dresden als Mittelpunkt, die Basis seiner Operationen bilden sollte. Als die Verbündeten, durch Zuzüge wesentlich verstärkt, hinter der Spree bei Bautzen Halt machten und entschlossen schienen, eine zweite Schlacht anzunehmen, zog Napoleon Ney wieder an sich heran. Er erschien am zweiten Tage der Schlacht bei Bautzen (21. Mai) gerade noch rechtzeitig, um diese durch einen Angriff gegen den rechten Flügel der Verbündeten zugunsten Napoleons zu entscheiden. In guter Ordnung, ungebrochen und gedeckt durch ihre starke Reiterei, zogen sich die Verbündeten nach Schlesien zurück. Am 26. Mai überfiel Blücher erfolgreich bei Hainau die französische Avantgarde, worauf der weitere Rückzug ungestört bis hinter die Katzbach fortgesetzt werden konnte. Oudinot war von Bautzen aus gegen Berlin entsendet, aber am 4. Juni bei Luckau von Bülow

geschlagen worden, an demselben Tage, an dem die kriegführenden Mächte den Waffenstillstand von Poischwitz abschlossen und damit dem ersten Akt des gewaltigen Weltendramas ein frühzeitiges Ende bereiteten.

Wenden wir uns zu Gneisenau. Von der gesamten Armee war wohl niemand mit größerer Begeisterung ins Feld gezogen, als er. „Nie, mein Freund," so schrieb er kurz nach dem Ausrücken an Dörnberg, „hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen." Leider war der Einfluß Blüchers und seines Stabes auf das russische Oberkommando nicht so groß, als es für den Gang der Operationen wünschenswert gewesen wäre. Das hinderte jedoch nicht, die regste Tätigkeit zu entfalten und alle Kräfte einzusetzen, um das vorgesteckte Ziel auch auf den nicht immer zweckmäßig erscheinenden Wegen zu erreichen. Gneisenau, ohne selbständiges Kommando und als zweiter General-Quartiermeister Scharnhorst untergeordnet, hatte nur wenig Gelegenheit, nach außenhin hervorzutreten, nichtsdestoweniger wäre es falsch, seine Tätigkeit zu dieser Zeit gering anzuschlagen, sie war vielmehr umfangreicher als je, um so mehr, als ihm neben seinen Arbeiten im Dienste der Heeresleitung, nach wie vor die Unterhandlungen mit den englischen Staatsmännern übertragen blieben. In der Schlacht bei Groß-Görschen, deren Anlage von ihm ebensowenig wie von Scharnhorst gebilligt worden war, hatte er das Kommando der preußischen Kavallerie übernommen, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, erfolgreich einzugreifen. Um so bedeutungsvoller war seine Mitwirkung bei dem nunmehr folgenden Rückzuge, und bei den Vorbereitungen zur Schlacht bei Bautzen, da seit der Verwundung Scharnhorsts die ganze Last der Geschäfte des Stabes auf seinen Schultern ruhte. Über sein Verhalten während der Schlacht schreibt Blücher am Schlusse seines an den König gerichteten Gefechts-

berichtes: „Der Chef meines Generalstabes, Generalmajor v. Gneisenau hat auch bei dieser Gelegenheit wieder den richtigen Blick, das gesunde Urteil und die seltene Fassung gezeigt, welche ihn zu einem ausgezeichneten General machen.“ Tatsächlich war das rechtzeitige Abbrechen der Schlacht und der musterhaft eingeleitete Rückzug der preußischen Truppen sein Verdienst. Daß Gneisenau mit dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht einverstanden war, ist bei seinem kühnen und energischen Charakter leicht begreiflich. Das Verdienst seiner unermüdlich fortgesetzten Bemühungen, die maßgebenden Personen zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen und sie vom Abschluß eines Waffenstillstandes, der nach seiner Meinung allein den Franzosen zugute kommen mußte, abzuhalten, wird dadurch nicht geschmälert, daß die Ereignisse des Herbstfeldzuges das Irrtümliche seiner Anschauungen erwiesen. Wie die Verhältnisse lagen, ließen sich die Folgen einer längeren Unterbrechung des Kampfes kaum übersehen und die Befürchtung, daß der Waffenstillstand nur die Einleitung zu einem faulen Frieden sein würde, war mehr wie gerechtfertigt.

Über den Verlauf des durch den Waffenstillstand beendeten ersten Abschnitt des Krieges, über seine Ergebnisse und den Zustand der preußischen Truppen gibt Gneisenau am 29. Mai seinem Freunde, dem hannoverschen Minister Grafen Münster in London, folgende bemerkenswerte Schilderung: „Der neu eröffnete Feldzug stellt uns einen Krieg dar, wie er, soweit ich mich der Geschichte erinnern kann, noch nicht mit gleicher Heftigkeit geführt wurde. In vier Wochen haben wir mehr als zwanzig heftige Gefechte und drei Schlachttage gehabt. Der Tod hat gewaltig unter unseren Offizieren aufgeräumt. Mehrere Bataillone haben nur noch zwei Offiziere übrig, sowie ein Regiment Kavallerie ebenfalls. Letztere hat überhaupt mehr als ein volles Drittel verloren. Und dennoch stellt dieser Krieg auf der anderen

Seite die sonderbarsten Resultate dar. Wir haben nun einige und fünfzig Stück Geschütze erobert und dagegen kein einziges verloren. Die Armee ist unerachtet ihrer steten Rückzüge geschlossen und ungebrochen in ihrem Mute, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen, und in jedem Augenblick ist sie in Bereitschaft, eine neue Schlacht anzunehmen." Nachdem Gneisenau die Gründe des russischen Oberkommandierenden für den Rückzug nach der Schlacht bei Groß-Görschen und den Verlauf der Schlacht bei Bautzen besprochen, fährt er fort: „In wenig Tagen haben wir wieder eine neue Schlacht zu liefern, wenn anders unsere Verbündeten noch treu und zuversichtlich sind. Von ihr hängt das Schicksal des Kontinents ab. Österreich würde nach dem Verlust derselben lieber unterhandeln, als fechten wollen. Doch hoffen wir das Beste. Das schlimmste Element nur ist der Kleinmut der leitenden Personen. Gerade in dem Moment, wo ihnen Energie den größten Nutzen schaffen würde, entbehren sie selbigen. Wir sind wirklich in einer weit besseren Verfassung, als am Schlachttage von Lützen, und wir können mit Zuversicht in eine neue Schlacht gehen; allein ich bemerke einige Zeichen, die mir nicht gefallen. Doch will ich gern glauben, daß ich manchmal zu schwarz sehe."

Den Abschluß des Waffenstillstandes hatte Gneisenau nicht verhindern können. Politische Gründe, mächtiger als sein Einfluß und seine Beredsamkeit, hatten den Sieg davon getragen. Es galt nunmehr, sich mit der gegebenen Lage abzufinden und die gewonnene Zeit nach Kräften auszunutzen, um während der sechswöchentlichen, später noch um drei Wochen verlängerten Kampfespause die Rüstungen Preußens zur höchsten Entfaltung zu bringen. Da Scharnhorst fehlte, so fiel Gneisenau diese Aufgabe zu. Damit beginnt seine ruhmvollste und erfolgreichste Zeit. Vor allem galt es, die am 17. Februar ins Leben

gerufene Landwehr in ihrer Organisation und Ausbildung so weit zu fördern, daß sie bei Wiederbeginn des Krieges als Verstärkung der Feldarmee Verwendung finden konnte. Was bis jetzt in bezug hierauf geschehen, war wenig befriedigend. Überall hatte der Mangel an Geld, Waffen, Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken, aber auch an Instruktionspersonal sich hindernd fühlbar gemacht. Besonders in der Provinz Schlesien, die damals nach Flächeninhalt und Einwohnerzahl mehr als ein Drittel des preußischen Staates ausmachte und an Landwehr 50000 Mann zu stellen hatte, waren die bisher erzielten Ergebnisse weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben: von den 68 zu bildenden Bataillonen waren erst 24, von den 5216 zu stellenden Reitern erst wenige Schwadronen einigermaßen kriegsfertig. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes mußten sich die Schwierigkeiten der Organisation noch erhöhen, da ein Teil der Provinz von den Franzosen besetzt blieb, ein anderer neutral erklärt, der Rest durch die Belegung mit verbündeten Truppen schwer bedrückt wurde. Nur bei angespanntester Tätigkeit konnte man hoffen, Herr dieser Schwierigkeiten zu werden. Der König ernannte Gneisenau auf seine Bitte für die Dauer des Waffenstillstandes zum Militär-Gouverneur von Schlesien und übertrug ihm den Befehl über die gesamte Landwehr und alle Verteidigungsanstalten dieser Provinz, er gab ihm zugleich die Vollmacht, alle ihm erforderlich erscheinenden Mittel anzuwenden, um die Wehrhaftmachung der Provinz zu beschleunigen. Es war die nämliche Aufgabe im Großen, wie sie Gneisenau im Winter 1806/7 in Litauen im Kleinen zu lösen gehabt hatte. Mit der dort gezeigten Tatkraft ging Gneisenau auch hier ans Werk, und bald durchwehte ein anderer Geist die ganze Provinz. Die Gelder der Königlichen Kassen wurden mit Beschlag belegt, an die Kommunen erging die Anweisung, umgehend und mit Anspannung aller Kräfte, Schuhe und Bekleidungsstücke anfertigen zu lassen, die

sämtlichen Schlosser, Blech- und Eisenschmiede wurden in Neiße vereinigt, um Koch- und Trinkgeschirre anzufertigen, Verträge über Pulver- und Waffenlieferungen wurden abgeschlossen, Werkstätten und Laboratorien angelegt, um die schadhaften Gewehre zu reparieren und Patronen herzustellen. Gneisenaus Energie übertrug sich allmählich auf alle Zivil- und Militärbehörden. Hand in Hand mit der Anfertigung der Bewaffnung und Ausrüstung ging die Ausbildung der Wehrleute. Gneisenau sorgte für die Entfernung ungeeigneter Offiziere und ihren Ersatz durch abkommandierte von den Linienregimentern und freiwillige Jäger, die sich im Frühjahrsfeldzuge ausgezeichnet hatten, er überwachte deren Tätigkeit durch unermüdlich vorgenommene Inspizierungen, und wenn er auch mit den schließlichen Ergebnissen seiner Anstrengungen noch lange nicht zufrieden war, so war doch zu Mitte Juli so viel erreicht, daß man es wagen zu dürfen glaubte, den größeren Teil der aufgestellten Bataillone und Eskadrons mit der Feldarmee zu vereinigen, den Rest den Festungen als Besatzungstruppen zu überweisen, ja, man konnte sogar daran denken, Landwehr-Reserven zu formieren. „landwehren sie man immer drauff," — schrieb Blücher Ende Juni an Gneisenau — „ich höre vihll guhts davon, aber wen die Fehde wieder begintt, denn gesellen sie sich ia wider zu mich, es ist in aller hinsicht nohtwendig, daß wihr zusamen sind . . ."

In gleicher Weise, wie auf die Landwehr, erstreckte sich Gneisenaus Tätigkeit auch auf die Instandsetzung der Festungen, ihre Ausrüstung mit Geschütz, Munition und Verpflegung, auf die Organisation der Feldartillerie und ihrer Bespannung, auf die Zusammenstellung von Munitionskolonnen, auf die Einrichtung von Munitions- und Waffendepots u. dgl. Als am 21. Juli Gneisenau von seiner Stellung als Militär-Gouverneur von Schlesien enthoben wurde, waren die Rüstungen der Provinz, soweit es die Kürze der Zeit ermöglicht hatte, vollendet.

Gneisenau konnte dies als sein alleiniges Verdienst in Anspruch nehmen. Der König erkannte die großen Leistungen Gneisenaus dankbar an. In Anerkennung seiner Verdienste änderte er seine ursprüngliche Bestimmung und ernannte ihn am 21. Juli an Scharnhorsts Stelle zum General-Quartiermeister der Blücherschen Armee. Gneisenau hätte das Kommando über einen Truppenteil vorgezogen. „So sehr ich mich durch einen solchen Beweis des Königlichen Vertrauens zur lebhaftesten Dankbarkeit befeuert fühle," schrieb er an den König, „so gebietet mir doch meine Pflicht, Ew. Königlichen Majestät unverhohlen zu sagen, daß ich die für diesen Posten erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht besitze. Unter der Oberleitung des Generalmajors Scharnhorst und bei der Unterstützung einsichtsvoller Freunde konnte ich wohl einigermaßen dem General-Quartiermeisterposten eines kleinen Armeekorps vorstehen, aber die so höchst wichtigen Geschäfte eines General-Quartiermeisters für eine so große Armee in einem so hochwichtigen Moment zu übernehmen, dafür fühle ich meine Kräfte unzureichend." Der König fand sich trotz dieses Schreibens nicht bewogen, seine Ernennung rückgängig zu machen.

Am 17. August lief der Waffenstillstand ab und der Krieg begann von neuem. Wie sehr sich die Verhältnisse bei den Verbündeten durch die $2^1/_2$ Monate dauernde Kampfespause zum Vorteil verändert hatten, drückt sich am deutlichsten in der Tatsache aus, daß dank dem Beitritte Österreichs und Schwedens und der mit einer Opferwilligkeit ohnegleichen von seiten des preußischen Volkes ins Werk gesetzten Rüstungen nunmehr fünf Armeen in der Gesamtstärke von annähernd 600000 Mann bereit standen, um in der Mark, in Schlesien, in Böhmen, in Süddeutschland und in Oberitalien zu gleicher Zeit den Kampf mit Napoleon auf-

zunehmen. Für den Verlauf des nunmehr beginnenden Entscheidungskampfes war es von geradezu ausschlaggebender Bedeutung, daß Blücher, der nationale Held des preußischen Volkes, das selbständige Kommando über eine dieser Armeen erhalten hatte, nicht minder wichtig aber war es, daß ihm in der Person Gneisenaus ein Chef des Generalstabes zugeteilt worden war, der die dem Oberfeldherrn mangelnde Technik der Armeeführung und den ihm fehlenden strategischen Weitblick besaß und seinem Wagemut und seinem rücksichtslosen Offensivdrange die nötige Beimischung weiser Vorsicht und Mäßigung zu geben imstande war. Nur der glücklichen Fügung, daß sich an der Spitze der Schlesischen Armee zwei Männer befanden, die in gleichem Maße das Vertrauen von König, Volk und Armee besaßen, die in erbittertem Haß gegen alles Franzosentum, in entschlossenem Wollen, in unternehmender Kühnheit, in Einsicht und Ausdauer einander glichen, in ihrem Können sich in geradezu wunderbarer Weise ergänzten, — nur diesem Umstande war es zu verdanken, daß die Schlesische Armee nicht nur die ihr übertragene Aufgabe in wirkungsvollster Weise lösen, sondern sogar die treibende und schließlich die Entscheidung herbeiführende Kraft, das warm schlagende Herz der verbündeten Heere werden konnte. Die oft aufgeworfene Frage, wer von beiden, Blücher oder Gneisenau, der mehr gebende, wer der mehr empfangende Teil gewesen und wem von den beiden in Wahrheit das Hauptverdienst an den Erfolgen der Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 zuzuschreiben ist, erscheint daher völlig überflüssig: Beide gehören untrennbar zusammen, der eine läßt sich ohne den anderen nicht denken.

Der in Trachenberg und Reichenbach vereinbarte Kriegsplan der Verbündeten zielte dahin, gleichzeitig von Böhmen, Schlesien und der Mark aus gegen die in Sachsen vereinigt angenommene Hauptarmee des Gegners konzentrisch vorzudringen, seinen vorgeschobenen und ver-

einzelt ſtehenden Heerteilen Niederlagen beizubringen, ſeine Verbindungen mit Frankreich zu unterbrechen, jedem mit überlegenen Kräften ausgeführten Offenſivſtoße Napoleons dagegen rechtzeitig auszuweichen, um ſofort wieder zum entſchloſſenen Angriffe überzugehen, wenn er ſich nach einer anderen Richtung gewandt oder ſich an einer Stelle ſchwächer zeige. Erſt wenn auf dieſe Weiſe die franzöſiſche Armee auf beiden Elbe-Ufern, durch die drei verbündeten Heere eingegrenzt, durch unausgeſetzte Hin- und Hermärſche erſchöpft, durch Mangel an Unterhalt phyſiſch und moraliſch geſchwächt wäre und durch Niederlagen, Strapazen und Hunger ihre numeriſche Überlegenheit eingebüßt hätte, erſt dann gedachte man alle Streitkräfte zu einem Hauptſchlage zu vereinigen, den Entſcheidungskampf zu wagen und den Gegner durch die inzwiſchen erlangte, vorausſichtlich bedeutende Übermacht zu erdrücken. Für die Schleſiſche Armee entſprang aus dieſer Grundidee die Spezialaufgabe, ſtets in engſter Fühlung mit den in Schleſien ſtehenden franzöſiſchen Heerteilen zu verbleiben, jeder ihrer Bewegungen mit Argusaugen zu folgen, ihnen, ſo viel wie möglich Abbruch zu tun, mit ihnen zugleich anzukommen, wenn ſie ſich vereinigten und irgendwo zum Angriff ſchritten, jedem Angriff Napoleons aber prinzipiell auszuweichen, ſich ſogar nötigenfalls in das verſchanzte Lager von Neiße zurückziehen. Es bedarf wohl kaum einer näheren Begründung, daß dieſe Aufgabe eine der ſchwierigſten war, die einer Armee geſtellt werden kann. Man inſtruiert einen Streifkorpsführer, ſich an die Ferſen des Gegners zu heften, mit ihm anzukommen, wenn er ſich auf einen Feind wirft, zu verſchwinden, wenn er kehrt macht, um den läſtigen Begleiter zu verjagen. In kleineren Verhältniſſen hätte es in der geſamten preußiſchen Armee kaum einen zweiten General gegeben, der zur Löſung einer derartigen Aufgabe befähigter geweſen, keinen, der ähnliche öfter und erfolg-

reicher ausgeführt hatte, als gerade Blücher, — aber läßt sich eine Armee von 100000 Mann führen in der Art eines Streifkorps? In der Größe der Armee lag die Hauptschwierigkeit. Es war von vornherein klar, daß die Notwendigkeit, einesteils stets am Feinde zu bleiben, anderenteils aber jedem ernsten Zusammenstoß aus dem Wege zu gehen, sich niemals einer Niederlage auszusetzen und doch zur großen Entscheidungsschlacht rechtzeitig zur Stelle zu sein, eine lange Kette von ermüdenden, ja geradezu aufreibenden Märschen nötig machen, daß sie an die Truppen die höchsten Anforderungen in bezug auf Marschsicherungs- und Vorpostendienst stellen, von den Unterführern die höchste Entschlossenheit und Gewandtheit im Gefecht verlangen würde. Es war ferner klar, daß bei einer derartigen Operationsweise die Bewegungen der Armee dauernd abhängig blieben von den Maßnahmen des Feindes, und daß bei der Unkenntnis der feindlichen Absichten die Entschlüsse der Oberleitung leicht als der Ausfluß einer unsicheren, schwankenden und in ihren Absichten unklaren Führung angesehen werden konnten. Man mußte auf eine wenig wohlwollende Beurteilung des Oberkommandos um so mehr gefaßt sein, als von einer harmonischen Übereinstimmung zwischen diesem und den Unterführern leider keine Rede sein konnte.

Die Schlesische Armee setzte sich aus den russischen Korps Langeron und Sacken und dem preußischen Korps Yorck zusammen. Die geringe Neigung der russischen Generale, den Krieg weiter fortzusetzen, wurde schon an anderer Stelle erwähnt. Der Mangel an Kriegsfreudigkeit trat in den zur Schlesischen Armee gehörigen beiden Korps am stärksten hervor. Wenn man schon an diesem Kriege teilzunehmen gezwungen war, so wollte man es wenigstens unter den Augen des Kaisers tun, nur dort, also bei der in Böhmen stehenden Hauptarmee der Verbündeten, glaubte man entscheidende Schläge, Beförderungen, Dekorationen und Dotationen erwarten zu dürfen,

die Zuteilung zu einer Nebenarmee ſah man als eine Zurückſetzung an. Die Mißſtimmung wurde noch geſteigert durch die Unterſtellung unter einen preußiſchen General. Das Selbſtbewußtſein der ruſſiſchen Offiziere war hoch entwickelt. Der ältere Teil von ihnen hatte ſiegreich in Italien, in der Schweiz und in Öſterreich gefochten, alle umgab der Nimbus des eben glücklich beendeten Feldzugs von 1812. Die ruſſiſche Armee, die jetzt einen Hauptteil der Verbündeten ausmachte, beſaß nach ihrer Anſicht genug talentvolle Generale, um auf den Oberbefehl wenigſtens einer der drei verbündeten Armeen Anſpruch erheben zu können. Statt deſſen ſah man ſich einem General des kleinen Preußens unterſtellt, eines Verbündeten, der ſeine Exiſtenz einzig und allein Rußland und der Hochherzigkeit ſeines Kaiſers zu verdanken hatte.

Mit ganz beſonderem Groll empfand Graf Langeron die Unterſtellung unter Blücher. Er war ein alter, verdienſtvoller General, der bereits ſelbſtändig größere Armeen kommandiert hatte und ſich daher Blücher an Kriegserfahrung bei weitem überlegen glaubte. Perſönlich tapfer und von ehrenwertem Charakter, neigte er infolge ſeines hohen Alters zu einer äußerſt vorſichtigen Kriegführung, und er befürchtete, daß der alte Haudegen, le bon sabreur, wie er Blücher ironiſch zu nennen pflegte, die Armee durch ſeine Tollkühnheit ins Unglück führen würde. Durch die Indiskretion Barclay de Tollys, der nach der Schlacht bei Bautzen das Oberkommando über die ruſſiſch-preußiſchen Streitkräfte übernommen hatte, war ihm die an Blücher mit dem Oberbefehl über die Armee übergebene geheime Inſtruktion bekannt geworden, ohne daß er jedoch Kenntnis von den mündlich erteilten Zuſätzen erhalten hatte. Langeron faßte dieſe Inſtruktion, ſeinem ganzen Charakter entſprechend, rein defenſiv auf, er glaubte ſich von ſeinem Kaiſer berufen, Blücher in ihrer Ausführung zu überwachen und hielt ſich für berechtigt,

gegebenenfalls unrichtig erscheinenden Befehlen die Ausführung zu versagen.

Auch der Führer des zweiten russischen Korps, General v. Osten-Sacken war ein Mann, auf den man nicht in allen Verhältnissen rechnen konnte. Tapfer, ungestüm, weder sich noch seine Truppen schonend, war er zugleich reizbar, leicht zum Widerspruch, ja zum Ungehorsam geneigt; auf jeden Fall war er eine Persönlichkeit, die mit großem Takt zu behandeln war, wollte man auf seine Unterstützung in allen Lagen mit Sicherheit zählen.

Noch schwieriger aber war das Verhältnis zwischen dem Oberkommando und dem Führer des preußischen Korps, General v. Yorck. Yorck hatte schon zu den Zeiten der Reorganisations-Kommission zu den leidenschaftlichsten Gegnern Gneisenaus gehört, das Verhältnis zwischen beiden war unterdessen nicht besser geworden. Er hielt Gneisenau für einen überspannten Phantasten, dem jede praktische Kenntnis der Armeeführung abginge. Auch Blücher unterschätzte er, wie wir bei seinem ausgesprochenen Gerechtigkeitsgefühl annehmen müssen, wohl aus Unkenntnis. Er hielt ihn für die Führung einer Armee für völlig unfähig und lebte daher in der Überzeugung, daß die ganze Leitung in den Händen Gneisenaus liegen werde, von dem er nicht viel Gutes erwartete. Daß unter diesen Verhältnissen Reibungen auch an dieser Stelle erwartet werden mußten, war anzunehmen.

Wir ersehen aus dieser flüchtigen Schilderung der inneren Verhältnisse der Schlesischen Armee, daß viel Zündstoff, viele Ursachen zu Friktionen bei ihr vorhanden waren. Rechnen wir hinzu, die aus der Zusammensetzung der Armee aus russischen und preußischen Truppen notwendigerweise sich ergebenden Unzuträglichkeiten, bedenken wir den vorläufig noch geringen militärischen Wert der Landwehr, die Schwierigkeiten einer geregelten Verpflegung der Truppen, halten wir uns schließlich die wunderbare,

alles überragende Feldherrnbegabung des Gegners vor Augen, die Kriegserfahrung seiner Marschälle und die traditionelle Kriegstüchtigkeit des französischen Soldaten, so müssen wir zugeben, daß sich einer befriedigenden Lösung der der Schlesischen Armee gestellten schwierigen Aufgabe fast unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten. Wenn diese Hindernisse dennoch überwunden wurden, wenn die Schlesische Armee nach anfänglichen Mißerfolgen schließlich nicht bloß Besieger des ihr gegenüberstehenden Teiles der französischen Armee wurde, sondern sogar durch ihr kühnes Überschreiten der Elbe und ihr energisches Vordringen gegen Leipzig auch den übrigen Heeren der Verbündeten den Impuls zur entschlossenen Offensive gab und hierdurch die endliche Entscheidung des Krieges herbeiführte, wenn das Oberkommando der Armee sich von Tag zu Tag mehr die Hochachtung und das Vertrauen, selbst der wenig wohlwollend gesinnten Unterführer zu erwerben verstand, und wenn Blücher schließlich in Leipzig einzog als der von Russen wie Preußen gleichermaßen verehrte „Vater Blücher" und „Marschall Vorwärts", so war dies in der Hauptsache das Verdienst Gneisenaus. Sein genialer Weitblick hatte der Tatkraft des greisen Oberkommandierenden die Wege gezeigt, die zum Erfolge führten, sein Takt hatte die Geister der Zwietracht zu beschwichtigen verstanden, seine feine Diplomatie hatte die Armee davor bewahrt, in der Masse der böhmischen Armee aufzugehen und die ihr zum Heile des Ganzen nötige Selbständigkeit zu verlieren. Mit berechtigtem Stolz konnte er daher am letzten Schlachttage von Leipzig einen Brief an seine Frau, in dem er ihr die Ereignisse der letzten Wochen und den Wandel der Dinge mitteilte, mit den Worten schließen: „Soweit habe ich es endlich gebracht. Vieles habe ich zu dieser Wendung der Angelegenheiten beigetragen. Ich genieße jetzt die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen." Und an die Prinzessin Luise Radziwill zwei Tage später:

„Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhm und stolz auf die wieder errungene Nationalunabhängigkeit. Die Güter sind mehr wert, als die unermeßlichsten Reichtümer bei Fremdherrschaft."

Große Erfolge waren erreicht worden, aber über ihre Ausnutzung gingen, als man nach rastloser Verfolgung des geschlagenen Imperators glücklich die Rheinlinie erreicht hatte, die Ansicht der in Frankfurt versammelten Monarchen, Generale und Diplomaten sehr auseinander. Viele glaubten, daß man nunmehr genug getan, genug erreicht habe, daß es sehr gewagt sei, in Frankreich selbst einzudringen, da eine allgemeine Erhebung des französischen Volkes Napoleon leicht die Mittel zu einer energischen Fortsetzung des Krieges gewähren könne, bei dessen Wechselfällen man sich der Gefahr aussetzen würde, die errungenen Vorteile wieder einzubüßen. Andere Stimmen dagegen drangen auf eine nachdrückliche Fortführung des Krieges bis zur gänzlichen Vernichtung des Gegners. Ein Überschreiten des Rheines und ein Vordringen in Frankreich bis Paris war nach der Ansicht dieser Partei unerläßlich, um die Ruhe und Selbständigkeit der europäischen Mächte genügend zu sichern. Der Hauptträger dieser letzteren Auffassung der Lage war das Blücherſche Hauptquartier und in ihm wiederum Gneisenau. Schon am Tage nach der Schlacht bei Leipzig hatten Gneisenau und Stein auf dem Marktplatze von Leipzig sich das Wort gegeben, daß dieser Krieg nur mit dem Sturze Napoleons enden dürfe. Unablässig hatte Gneisenau seit jenem Tage in diesem Sinne an den König berichtet und mit diesem Ziel vor Augen schon im November die letzten Märsche der Schlesischen Armee nach dem Niederrhein hingeleitet. In Frankfurt angekommen, suchte er mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit die maßgebenden Personen für die

Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Von der Ansicht ausgehend, daß Napoleon nicht gleichzeitig eine neue Feldarmee aufstellen und zugleich die zahlreichen Festungen mit Besatzungen und Verteidigungsmitteln versehen könne, daß er also entweder dem einrückenden Gegner einen Teil der festen Plätze im Lande einräumen oder seine Feldarmee schwächen müsse, schlug er in einer ausführlichen Denkschrift vor, die Schlesische Armee unverweilt bei Köln den Rhein überschreiten und, durch die verfügbaren Teile der Nordarmee verstärkt, in die Niederlande einrücken zu lassen, während die Hauptarmee zwischen Mainz und Straßburg in Frankreich eindringen und zur Sicherung der linken Flanke einen schwächeren Teil durch die Schweiz entsenden sollte. Das schließliche Operationsziel, Paris, wurde zwar in seinen Vorschlägen nicht direkt genannt, schwebte aber seinem Verfasser offenbar unverrückt vor Augen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Schwierigkeiten näher einzugehen, die den Plänen Gneisenaus von den verschiedensten Seiten entgegengesetzt wurden, hatte man doch Ende Oktober die Schwäche gehabt, Verhandlungen mit Napoleon anzubahnen und ihm den Besitz von Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen, d. h. zwischen Rhein, Alpen und Pyrenäen, zuzusichern, falls er nur in die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands, Italiens und in die Wiedereinsetzung der alten Dynastie in Spanien willigen würde, waren doch, nachdem das drohende Unheil eines faulen Friedens durch den trotzigen Hochmut Napoleons selbst glücklich abgewendet war, die Generale der Verbündeten geradezu unerschöpflich in immer neuen Plänen einer verkünstelten und doktrinären Strategie. Nach langen Verhandlungen einigte man sich endlich dahin, daß der Kronprinz von Schweden, Bülow und Winzingerode den Niederrhein überschreiten und die Niederlande besetzen, Blücher zwischen Mannheim und Koblenz, die Hauptarmee dagegen durch die Schweiz

in Frankreich eindringen sollten. Aber auch nachdem man endlich einig war, wurde der weitere Feldzug nicht so schnell begonnen, wie es zur völligen Überraschung und Überwältigung des Gegners wünschenswert gewesen wäre.

Am Neujahrstage 1814 überschritt Blücher endlich mit der Schlesischen Armee an drei Stellen bei Koblenz, Kaub und Mannheim den Rhein, während Bülow in raschem Fluge die Festungen des Niederrheins besetzte und Schwarzenberg mit der Hauptarmee durch die Schweiz langsam dem südöstlichen Frankreich zuzog. Zwischen Seine und Marne gedachte man die Armeen zu vereinigen und dann gemeinschaftlich sich gegen Paris zu wenden. Auf den Verlauf des Feldzugs 1814 soll hier nicht näher eingegangen werden. Zur Erreichung des vorgesteckten Zieles bedurfte es noch eines bis zu Ende März mit wechselndem Erfolge fortgeführten Kampfes, in dem sich wiederum der kräftige Einfluß zu erkennen gab, den die größere moralische Kraft, die dem Ober-Kommando der Schlesischen Armee innewohnte, auf die endlich glücklich erreichte Entscheidung äußerte. Während die bedeutend stärkere Hauptarmee infolge der Vielköpfigkeit und Zwiespältigkeit ihrer Führung, des mangelnden Wagemuts ihres Ober-Kommandierenden und des Einflusses politischer Strömungen nur langsam sich vorbewegte, während nach den Niederlagen und Verlusten, welche die Schlesische Armee im Laufe des Februar erlitt, bei den maßgebenden Personen des großen Hauptquartiers sogar der Gedanke an Rückzug bis an den Rhein auftauchte, war es der dem greisen Führer der Schlesischen Armee und seinem Generalstabschef innewohnende hohe Genius der Kraft und des Mutes, der, vor keiner Gefahr zurückschreckend, nach erlittenen Unfällen sich immer wieder emporraffend und rastlos vorwärtsstrebend, auch die Hauptarmee zu tätiger Mitwirkung fortriß und auf diese Weise dahin führte, daß das große Ziel des Kampfes,

die Einnahme von Paris, am 30. März 1814 erreicht wurde. Damit war der kühne Traum, für den soviel Heldenblut geflossen, erfüllt. „Eine Glorie umstrahlte Gneisenaus Gesicht," so berichtet Stosch in seinen Aufzeichnungen, „als er von den Höhen des Montmartre auf die zu seinen Füßen liegende Hauptstadt des Welteroberers herabsah." „Was Patrioten träumten," so schrieb er selbst, „was Egoisten belächelten, ist geschehen, das allgewaltige Schicksal stand uns zur Seite und ließ selbst unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen."

Wie im Jahre 1813 hatte auch 1814 Gneisenau das hervorragendste Verdienst an den Erfolgen der Armee gehabt. Der König erkannte dieselben in vollem Maße an und versäumte keinen Augenblick, sie gebührend zu belohnen. Noch zu Paris erschien die Allerhöchste Kabinettsorder, in der er und seine Nachkommen in den Grafenstand erhoben und ihm eine Dotation bestehend in Gütern mit einem jährlichen Rentenertrag von 10000 Talern bewilligt wurde. Als Wappen aber erhielt das neue Grafengeschlecht den preußischen Adler und ein von Lorbeeren umwundenes Schwert.

Während die Monarchen mit ihren hervorragendsten Staatsmännern und Generalen sich in Wien zu einem Kongreß versammelten, um die Verhältnisse Europas einer Neuordnung zu unterwerfen, zogen ihre ruhmbedeckten Heere langsam der Heimat zu, überall von der Bevölkerung mit freudigem Jubel begrüßt. Auch Gneisenau hatte sich nach abgeschlossenem Frieden nach Deutschland begeben, zuerst nach Aachen, um den Anfängen eines gichtischen Leidens entgegenzutreten, dann nach dem Schwefelbad Eilsen und schließlich über Berlin nach Hirschberg, wo er sich nach mehr als einjähriger Trennung wieder mit seiner Familie vereinigte. Aus der Umgebung des Königs erhielt er um diese Zeit die

Nachricht, daß er dazu bestimmt sei, das General-Kommando am Rhein zu übernehmen, und daß der König ihn speziell für diesen schwierigen Posten ausgewählt habe, weil er einen Mann an diese Stelle gestellt zu sehen wünsche, der imstande wäre, „nicht allein die größte Aufmerksamkeit auf den unruhigen Nachbar zu haben, sondern auch vorteilhaft auf den Geist des Volkes zu wirken, das der Regierung seines neuen Beherrschers einen ausgesprochenen Widerwillen entgegen zu bringen scheine". Während so Gneisenau aufs neue für eine ihn auszeichnende militärische Stellung ausersehen wurde, beeilten sich auch die Männer der Wissenschaft, ihm Ehrungen aller Art zu erweisen. Die Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin verlieh ihm den philosophischen Doktorgrad, und die Erfurter „Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften" ernannte ihn zu ihrem Mitglied. Wie sehr Gneisenau damals schon der Geschichte angehörte, beweisen zahlreiche literarische Abhandlungen und selbst dichterische Verherrlichungen seiner Taten durch seine Zeitgenossen.

Lange sollte Gneisenau der friedlichen Ruhe nicht genießen. Wie eine feurige Bombe durchflog im März 1815 die Kunde von Napoleons Landung an der südfranzösischen Küste, von dem lawinenartigen Anschwellen seines Heeres, von der Flucht Ludwig XVIII. und der Wiederherstellung des Kaiserreiches die kaum beruhigten Lande und versetzte die Gemüter in leidenschaftliche Bewegung. Noch einmal zog die Napoleonische Kaiserherrlichkeit über die Weltenbühne, aufs neue die kriegsmüden Völker zu blutigem Kampfe rufend. Daß mit Napoleon, falls man ihm die Zeit ließ, seine Herrschaft zu befestigen, ein dauernder Friede unmöglich sein würde, war von vornherein klar, und die in Wien noch versammelten Monarchen zögerten daher auch keinen Augenblick, die Allianz zu erneuern und ihre Heere wieder auf den Kriegsfuß zu setzen. Es war ein Glück für die Ver-

bündeten, daß noch beträchtliche Truppenmaſſen am Rhein und in den Niederlanden ſtanden, die im Verein mit den ſofort wieder Kehrt machenden ruſſiſchen Truppen in kurzer Zeit ſich zu einem Napoleon um das dreifache überlegenen Heere vereinigen ließen. Für Napoleon ergab ſich daraus die Notwendigkeit, die Vereinigung dieſer Kräfte nicht abzuwarten, ſondern den Verbündeten im Angriff zuvorzukommen, durch einen Sieg die Koalition zu zerſprengen, wenigſtens aber ſeine eigenen materiellen und moraliſchen Hilfsmittel zu verſtärken zu ſuchen. So rückte er denn ſchon drei Monate nach ſeiner Landung mit etwa 120000 Mann nach den Niederlanden, wo eine engliſch-deutſche und eine preußiſche Armee in der Verſammlung begriffen waren, während ſich die Öſterreicher noch am Rhein, die Ruſſen noch im Rückmarſch nach demſelben befanden. Den Oberbefehl über das preußiſche Heer hatte wiederum Blücher erhalten, und wie früher war ihm Gneiſenau als Chef des Generalſtabes an die Seite geſtellt worden. Gneiſenau hatte die Rückkehr Napoleons und den Wiederbeginn des Krieges mit Freuden begrüßt, weil nach ſeiner Anſicht nur die Erneuerung des Krieges die Ausſicht darbot, die mancherlei Nachteile, die aus den bisherigen Verhandlungen zu Wien für Preußen erwachſen waren, zu beſeitigen, weil nur die Fortſetzung des Krieges es ermöglichte, mit dem Schwerte wieder gut zu machen, was die Feder der Diplomaten zu verderben im Begriffe geweſen war. Er befand ſich in Berlin, als er von dem noch in Wien weilenden König den Befehl erhielt, ſich ſofort zu den am Rhein ſtehenden preußiſchen Truppen zu begeben und bis zur Ankunft Blüchers proviſoriſch den Oberbefehl über dieſe zu übernehmen. Die Einzelheiten der militäriſchen Ereigniſſe in den Niederlanden dürfen als bekannt vorausgeſetzt werden. Das Feldherrngenie Napoleons zeigte ſich noch einmal in ſeiner ganzen bewunderungswürdigen Größe. Es gelang ihm, mit ſeiner

Haupttruppenmacht die preußische Armee vor ihrer Vereinigung mit Wellington, ja, sogar bevor sie noch das abgezweigte Korps Bülow an sich gezogen, am 16. Juni anzugreifen und bei Ligny zu schlagen. Trotz tapferster Gegenwehr mußte sich die preußische Armee mit einem Verluste von 15000 Mann zurückziehen, dem Feinde sogar einige Geschütze überlassen. Sowohl Blücher, als auch Gneisenau wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen, ersterer entging nur durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft. Aber durch die Niederlage war der Mut des Oberfeldherrn nicht gebrochen und dank seiner Tatkraft und Unermüdlichkeit und der von Gneisenau gewählten Rückzugsrichtung war es möglich, daß die am 16. Juni geschlagene Armee trotz Hunger, Ermattung und aufgeweichter Wege schon am 18. wieder an dem den Feldzug entscheidenden Kampfe Wellingtons bei Belle-Alliance teilnehmen und die Entscheidung zugunsten der Verbündeten herbeiführen konnte. So groß das Verdienst Gneisenaus an dem rechtzeitigen Eintreffen der preußischen Truppen aber auch gewesen sein mag, so wurde es doch noch übertroffen durch die von ihm in die Wege geleitete Verfolgung nach der Schlacht, die ähnlich derjenigen Napoleons nach Jena und Auerstedt die feindliche Armee zur völligen Auflösung brachte und jeden weiteren Widerstand Napoleons unmöglich machte. Der Kaiser selbst rettete sich nur durch die eiligste Flucht. Den letzten Atemzug von Roß und Mann einsetzend, folgte Gneisenau die ganze Nacht hindurch seinen Spuren. Bei Tagesanbruch hatte er nur noch fünfzig Streiter um sich, aber das Ziel war erreicht: Eine französische Armee gab es nicht mehr. Zum zweiten Male konnte die preußische Armee, an ihrer Spitze Blücher und Gneisenau, am 7. Juli 1815 in Paris einziehen, wo der bald darauf geschlossene Friede dem kurzen, aber ereignisreichen Kriege ein Ende machte. Auch in diesem Feldzuge war Gneisenau der eigentliche Leiter der Armee,

der Haupturheber der Erfolge geweſen, ihm in erſter Linie war die raſche Herbeiführung der Entſcheidung, die ſchnelle Beſetzung von Paris zu verdanken. Der König belohnte ihn durch die Ernennung zum General der Infanterie und die Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Er erhielt die nämlichen Inſignien, die Napoleon getragen und bei der Verfolgung nach Belle-Alliance von den preußiſchen Soldaten erbeutet worden waren.

Wenn wir bei der Menge der über die Befreiungskriege vorhandenen Werke darauf verzichten konnten, die Siegesbahn der Blücher und Gneiſenau unterſtellten Armee von der Katzbach bis zur Elbe, von der Elbe bis zum Rhein, vom Rhein bis Paris und Belle-Alliance eingehender zu ſchildern, ſo gebietet dafür der Zweck dieſer Arbeit, etwas näher auf die Frage einzugehen: durch welche Mittel hat das Ober-Kommando ſeine Schlacht-Erfolge herbeigeführt, und worin beſtand das Charakteriſtiſche, das Neue der Blücher-Gneiſenauſchen Kriegführung?

Das der Kriegführung der Schleſiſchen Armee Eigentümliche beruhte in ihrer Energie, ihrer Raſtloſigkeit und in ihrem unermüdlichen Beſtreben, dem Feinde, wo es nur möglich war, Abbruch zu tun: In den drei Feldzügen verging faſt keine Woche, in der nicht größere oder kleinere Teile der Armee in heftigem Kampfe mit dem Gegner ſich befanden. Die Armeeleitung ergriff hierbei ſtändig die Initiative und ſie verfuhr vielfach mit einer Kühnheit, die nur in der Kriegführung Napoleons ſelbſt ein Gegenſtück findet. In klarer Erkenntnis der moraliſchen Bedeutung der Offenſive ging ſie, wo es die allgemeine Lage nur einigermaßen geſtattete, zum Angriff über und indem ſie zur Erreichung ihres Zieles nicht zögerte, alle Kräfte einzuſetzen, indem ſie alle überflüſſigen Detachierungen vermied und das Zurückhalten übertrieben ſtarker Reſerven unterließ, erreichte ſie es meiſt, an den

entscheidenden Punkten stark genug zu sein, um den Erfolg an ihre Waffen zu fesseln. Das Streben der Armeeleitung ging, entgegengesetzt den zu jener Zeit fast allgemein verbreiteten Anschauungen, niemals auf die Wegnahme sogenannter strategischer Punkte oder Linien, sondern hatte stets die feindliche Armee selbst und deren Vernichtung im Auge. Die Notwendigkeit, stets in engster Fühlung mit dem Gegner zu bleiben und über seine Absichten rechtzeitig Klarheit zu erlangen, führte zu einer Verwendung der Kavallerie, wie sie zu jener Zeit nur auf seiten Napoleons üblich war. Nicht bloß die Reiterei der Avantgarde und der Divisionen, sondern auch die nach den herrschenden Grundsätzen nur für die Schlachtentscheidung bestimmte Reservekavallerie wurde weit vorausgesandt, um die strategische Aufklärung herbeizuführen, während eine Reihe kleinerer Detachements, denen vielfach auch etwas Infanterie beigegeben war, Seiten und Rücken des Gegners beunruhigten. So stand das Nachrichtenwesen ebenso wie der kleine Krieg auf höchster Stufe, beide trugen wesentlich dazu bei, die großen Erfolge herbeizuführen. Die zu jener Zeit in allen Armeen fehlende Selbsttätigkeit der Unterführer wurde mit allen Mitteln zu erwecken gesucht und das „Warten auf Befehle", wenn Gelegenheit zum Handeln gegeben war, als größter Fehler gebrandmarkt. Dem Erfahrungssatze, daß entschlossenes Handeln stets zum Erfolge führe, auch wenn in den Mitteln einmal fehlgegriffen würde, wurde die weiteste Verbreitung zu geben gesucht. Der Vormarsch der Armee geschah stets in breiter Front, um die Bequemlichkeit der Truppen zu erhöhen und die Verpflegung zu erleichtern, zum Gefecht wurden die Führer angewiesen, ohne weitere Weisungen des Oberkommandos nach der angegriffenen Stelle, wenn möglich mit Umfassung des feindlichen Flügels zusammenzuschließen. Das „Getrennt marschieren, vereint schlagen" wurde überall, wo es angängig war, anzuwenden gesucht, das „Marschieren

nach dem Kanonendonner" den Unterführern zur Pflicht gemacht. Im Gefechte selbst wurde ein richtiges Ineinandergreifen der Waffen und die größte Entschlossenheit der Unterführer verlangt. Der Ausnutzung eines errungenen Sieges wurde, eingedenk der Erfolge Napoleons nach der Schlacht bei Jena, die größte Bedeutung beigelegt. Die zur Verfolgung nach dem Gefecht an der Katzbach gegebenen Direktiven bleiben für alle Zeiten mustergültig, wenn ihre Ausführung auch durch die Ungunst des Wetters und des Geländes zum Teil unmöglich gemacht worden war, die Verfolgung nach Belle-Alliance aber wird man als glänzendstes Musterbeispiel ansehen, so lange man sich mit dem Studium der Kriegsgeschichte beschäftigen wird. An die Kräfte der Truppen wurden jederzeit die höchsten Anforderungen gestellt, und wenn der Kriegszweck es verlangte, Marschleistungen bei Tag und bei Nacht von ihnen gefordert, die zu jener Zeit bei den verbündeten Armeen völlig ungewöhnlich waren.

Wie wir sehen, sind diese Grundsätze, nach denen die Oberleitung der Schlesischen Armee verfuhr oder wenigstens zu verfahren bestrebt war, die nämlichen, die in den späteren Kriegen des 19. Jahrhunderts unsere Armeen zum Siege geführt haben. Wenn sie damals nicht schon noch mehr und nicht allerorts zur Anwendung gelangten, so lag dies darin, daß der Oberleitung der Blücherschen Armee durch die eigenartige Zusammensetzung des Heeres, durch den Geist der damaligen Reglements, die Erziehung der höheren und niederen Offiziere und die geringe Gefechtsausbildung der Truppen vielfach die Hände gebunden war. Noch rang der Geist der Linientaktik, in dem alle älteren Offiziere der russischen und preußischen Armee erzogen waren, mit dem der neueren Kriegführung der Franzosen, aber die Ansätze zu einer neuen Kriegsweise waren doch schon erkennbar. Die Geburtsstätte dieser neuen Kriegführung aber liegt in den Kämpfen der Schlesischen Armee, deren ein-

gehendes Studium daher für alle Zeiten nutzbringend sein wird.

Und noch auf eine andere Sache möge an dieser Stelle hingewiesen werden, auf eine Frage der Heeresorganisation, deren Lösung zwar auf den ersten Blick von geringer Wichtigkeit erscheint, die aber doch tatsächlich zu einem wesentlichen Mittel des Erfolges wurde: auf den gegen früher und im Vergleich zu anderen Armeen wesentlich veränderten Dienstbetrieb des Generalstabes. Schon in der Denkschrift, die Gneisenau im Jahre 1811 in Wilna dem Kaiser Alexander über die russische Armee eingereicht, hatte er ausgesprochen, daß es zur Entlastung des Oberkommandierenden von der Beschäftigung mit unwichtigen Details nötig sei, zu Vorstehern der einzelnen Abteilungen des Generalstabes Männer zu wählen, denen man nach jeder Richtung Vertrauen schenken, denen man deshalb aber auch innerhalb ihres Dienstbereiches eine entsprechende Selbständigkeit gewähren könne, diese sämtlichen Generalstabsoffiziere einem gemeinsamen Chef zu unterstellen, der für das richtige Funktionieren des gesamten Dienstbetriebes dem kommandierenden General verantwortlich sei und ihm allein Vortrag zu halten habe. Er hatte davor gewarnt, die höheren Generalstabsoffiziere zu Bureaukraten zu machen und sie mit Arbeiten zu belasten, die sehr wohl auch von untergeordneten Hilfskräften erledigt werden könnten. Er hatte darauf hingewiesen, daß die Hauptbestimmung der Generalstabsoffiziere darin zu suchen sei, den Oberbefehlshaber zu begleiten, seine mündlichen Befehle zu empfangen, diese auf der Stelle zur Ausführung bringen zu lassen und ihre Ausführung zu überwachen, Erkundungen zu unternehmen, alles selbst zu sehen, sich mit dem Kriegsschauplatz und den Personen persönlich bekannt zu machen, denen die Ausführung der Befehle als letzter Behörde anvertraut sei. Diesen im Jahre 1811 geäußerten Ansichten entsprechend hatte Gneisenau den Generalstab der Schle-

sischen Armee, soweit er hierauf Einfluß gehabt hatte, zusammenzusetzen gesucht und nach ihnen leitete er auch den Dienstbetrieb desselben. So wurde das Hauptquartier der Blücherschen Armee der Sammelpunkt hervorragend tüchtiger, sowohl wissenschaftlich wie praktisch vorzüglich ausgebildeter Offiziere, welche die weniger wichtigen Geschäfte ihrer Ressorts vollkommen selbständig erledigten, über alle Einzelheiten Auskunft zu geben, Vorschläge zu machen und den Chef in bezug auf den ihnen anvertrauten Geschäftszweig zu unterrichten stets imstande waren. Gneisenau selbst schwebte als Chef über dem Ganzen, entschied über alle weniger wichtigen Fragen selbständig und hielt über die entscheidenderen dem Oberkommandierenden Vortrag. Entlastet von allen Bureaugeschäften war er in der Lage, den letzteren überallhin zu begleiten, in allen kritischen Momenten in seiner Nähe zu sein und somit sein erster und vornehmster Ratgeber zu werden. Der Gneisenausche Geist läßt sich denn auch in der Kriegführung der Blücherschen Armee nirgends verkennen, wenn es auch unmöglich sein dürfte, die Urheberschaft eines jeden operativen Gedankens im einzelnen nachzuweisen. Die Gneisenausche Auffassung der Aufgaben des Generalstabes und seine Art und Weise des Dienstbetriebes aber sind im wesentlichen bis zum heutigen Tag maßgebend geblieben, sie haben zu den großen Erfolgen der Jahre 1866 und 1870 geführt und dem preußischen Generalstab die hochangesehene Stellung verschafft, deren er sich heute überall erfreut.

VII. Letzte Lebensjahre.

Der Kampf um die Unabhängigkeit Europas war zu Ende, der ewige Friedensstörer durch Überführung nach St. Helena unschädlich gemacht. Erst gegen Ende November konnte Gneisenau Paris verlassen. Er begab

sich nach Koblenz, um hier die ihm übertragene Stellung eines kommandierenden Generals zu übernehmen. Außer dem rheinischen Korps waren seinem Ober-Kommando auch die in Frankreich zurückgebliebenen Okkupations-Truppen, sowie das westfälische Korps unterstellt worden, um im Falle neuer Verwicklungen sofort über eine starke Armee unter einheitlichem Oberbefehl verfügen zu können. Gründe mancherlei Art, vor allem körperliche Abspannung, sowie Rücksichtnahme auf die Wünsche seiner Familie, bewogen Gneisenau schon im darauffolgenden Jahre, die Enthebung von dieser Stellung zu erbitten. Sie wurde ungern gewährt. Im Juni 1816 verließ Gneisenau Koblenz und nahm nach einer längeren Kur in Karlsbad und Teplitz seinen ständigen Aufenthalt in Erdmannsdorf, einem am Fuße der Sudeten herrlich gelegenen Gute, das er gegen seinen alten Besitz Mittelkauffung eingetauscht hatte. Hier lebte er in ländlicher Zurückgezogenheit ganz seiner Familie, sich mit Eifer der Erziehung seiner Kinder und der Selbstbewirtschaftung seiner Besitzungen widmend, die sich durch die Dotation Sommerschenburg bei Magdeburg nicht unbedeutend vermehrt hatten. Seine Ruhe wurde im Jahre 1817 durch die Berufung in den vom Könige neugebildeten Staatsrat unterbrochen. Mit Eifer und Hingebung nahm er an den Sitzungen desselben teil; in den ständigen Ausschüssen über auswärtige und militärische Angelegenheiten führte er den Vorsitz. Nach dem im Jahre 1818 erfolgten Tode des Feldmarschalls Grafen Kalckreuth wurde ihm auch die Stellung eines Gouverneurs von Berlin übertragen; er bekleidete sie nominell bis zu seinem Tode, verzichtete aber in Anbetracht der mißlichen Finanzlage des Staates auf die mit ihr verbundenen Einkünfte. Im Jahre 1819 ernannte ihn der König auch zum Präses der Militär-Examinations-Kommission, wohl weniger, um ihm damit einen neuen Wirkungskreis zu verschaffen, als um dieser neu eingesetzten Behörde in

den Augen der Armee Gewicht und Anſehen zu verleihen. Die größte Ehrung aber brachte ihm das Jahr 1825, indem ihm der König am Jahrestag der Schlacht bei Belle-Alliance die höchſte militäriſche Würde der Armee, den Rang eines General-Feldmarſchalls verlieh. So vergingen die Jahre in anregender Tätigkeit, die nur durch abwechſelnden Aufenthalt in Erdmannsdorf und Sommerſchenburg oder durch Reiſen nach verſchiedenen Teilen Deutſchlands unterbrochen wurde. Sein Haus war, einerlei ob er in Berlin oder auf ſeinen Gütern lebte, ſtets der Sammelpunkt der hervorragendſten Geiſter der Nation, mit allen bedeutenden Männern ſeiner Zeit ſtand er in Korreſpondenz, an allen geiſtigen Bewegungen auf dem Gebiete der Politik, der Wiſſenſchaft und der Kunſt nahm er den regſten Anteil.

Wider Erwarten ſollte Gneiſenau in ſeinem Greiſenalter nochmals zu einer aktiven militäriſchen Tätigkeit berufen werden. Schon im Jahre 1830, als in Frankreich durch die Juli-Revolution die Dynaſtie der Bourbonen geſtürzt worden war, der revolutionäre Geiſt ſich immer weiter ausbreitete und zu einem neuen Krieg zwiſchen Frankreich und den Staaten der heiligen Allianz zu führen drohte, hatte ſich Gneiſenau die Frage vorgelegt, ob er noch genügende körperliche Kraft und geiſtige Friſche beſitze, um im Falle eines Krieges den Oberbefehl über die preußiſche Armee übernehmen zu können. Mit der ihm eigenen Beſcheidenheit hatte er dieſe Frage verneinen zu müſſen geglaubt. Die Ereigniſſe hatten dieſe Frage nicht aktuell werden laſſen. Als man aber im Jahre 1831 infolge des polniſchen Aufſtandes es für nötig hielt, die vier öſtlichen Korps der Armee zu mobiliſieren und ſie unter ein einheitliches Kommando zu ſtellen, folgte Gneiſenau willig dem Befehl des Königs, ſich nach Poſen zu begeben und die Leitung der nötig erſcheinenden Sicherheitsmaßregeln zu übernehmen. Am 9. März traf er an ſeinem neuen Beſtimmungsort ein.

Die von ihm ergriffenen Maßnahmen verrieten die alte Energie und die gewohnte Umsicht. Seine Tatkraft, seine Geschäftsgewandtheit und Liebenswürdigkeit erwarben ihm auch in dieser schwierigen Stellung in kürzester Zeit die allgemeine Hochachtung und Verehrung, selbst von seiten der polnischen Bewohner der Provinz. Mitten in seiner Tätigkeit wurde er am 23. August von einer mit Cholerakennzeichen verbundenen Krankheit ergriffen, die bereits am folgenden Tage seinem Leben ein Ende machte. Sein klarer Blick hatte ihn das Gefährliche der Krankheit sofort erkennen lassen, und er erwartete daher keine Genesung. Mit welcher Ruhe er dem Tode entgegensah, erkennen wir daraus, daß er kurz vor seinem Ende, mit Bezugnahme auf den kurz vorher ebenfalls an der Cholera verstorbenen russischen Feldmarschall Diebitsch scherzend äußerte, daß man wohl von jetzt an die Cholera „die Feldmarschallkrankheit" nennen würde.

Die Bestürzung über den unerwarteten Tod des allverehrten Mannes war allgemein. Nicht bloß der König, nicht bloß die Armee, das ganze Volk trauerte tief um den dahingeschiedenen vaterländischen Helden; selbst im Ausland erregte sein Tod allgemeine Teilnahme. Seine Leiche wurde vorläufig in einer Redoute der Festungswerke von Posen beigesetzt, im Jahre 1841 nach Sommerschenburg übergeführt und dort am Gedenktage der Schlacht bei Belle-Alliance in Anwesenheit König Friedrich Wilhelms IV. und der Königlichen Prinzen feierlich bestattet. Über sein Grab setzte die dankbare Armee ihrem größten und gefeiertsten Vertreter ein Denkmal.

Wie die Persönlichkeit Gneisenaus auf seine Zeitgenossen wirkte, ersehen wir am besten aus der Charakterschilderung Ernst Moritz Arndts im dritten Bande seiner „Schriften für und an meine lieben Deutschen". Er schreibt: „Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung, Schritt

und Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war ſtattlich und ſeine Glieder löwenartig, Schultern und Bruſt breit, von der Hüfte bis zur Fußſohle alles ſtark, rund, und wo es ſein mußte, an Füßen und Gelenken, alles zierlich und beweglich gebildet; er ſtand und ſchritt wie ein geborener Held. Dieſen Leib kräftigſten Wuchſes etwas über Mittellänge, krönte ein prächtiger Kopf; eine offene, breite, heitere Stirn, volles dunkeles Haupthaar, ſchönſte große blaue Augen, die ebenſo freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten; eine gerade Naſe, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen.

„Dieſer ſchöne Menſch war von einer leidenſchaftlichen und feurigen Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm hin und her; und ebenſo war ſein Angeſicht, wenn er nicht zuweilen, was ihm ſelten begegnete, in eine halb träumende und ſinnende Abſpannung fiel, immer von einer wallenden und geiſtigen Flut übergoſſen, welche ſeine Geſichtszüge ſelten ſtillſtehen ließ. Dieſe Geiſtigkeit, die ſich auf dem edlen Antlitz in den leichteſten, beweglichſten Wechſeln malte und abſpiegelte, drückte ſich in allen Gefühlen und Stimmungen, der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuts, auf das liebenswürdigſte und gewaltigſte aus. Dieſer Kopf, der gewöhnlich raſche Kühnheit und fliegende Freudigkeit ausſprach, hatte doch auch ſeine Augenblicke, wann gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidiſchen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Gefühle beſchattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als einen Vierziger vor ſich zu ſehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel, gleichſam wie einen gealterten Greis zeigte. Ich habe einen ſo geſchwinden Wechſel an keinem Manne geſehen. Aber ſobald der Sonnenſchein der Luſt und Hoffnung wieder ſchien, ſtand der

kühne und geistige Jüngling in voller männlicher Herrlichkeit wieder vor dir. Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Mut und geflügelte Geist war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt: Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung stillstehen und sich zurufen: Sieh! hier ist einmal ein ganz wohlgeborener harmonischer Mensch! Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe, selbst in Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt, und die Sprache behielt den Klang des Helden.

„Solche adelige, solche erhabene Art in Haltung, Bewegung, Gebärdung und Rede war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben, aber es entging niemand, sie war auch durch Kunst geübt und gebildet. Aus eigenstem, edelstem Triebe hatte er eine vernachlässigte Jugenderziehung ergänzt und nach allen Seiten hin sich die Bildung eines edlen Mannes errungen. Durch Selbststudium und unterstützt von einem geschwinden Blick und einem glücklichen Gedächtnis hatte er sich in vielen Zweigen des Wissens unterrichtet, selbst oft da, wo man es von einem Krieger gar nicht vermuten sollte, und hatte daher vor jeder Geschicklichkeit, Kunst und Wissenschaft eine innige Achtung. Durch angeborene Gabe und von dem Feuerstrom eines mächtigen Geistes fortgetragen, würde er in einem englischen Parlament ein glänzender Redner gewesen sein. In Rede und Schrift gleich gewandt, blitzend und funkelnd von Lust und Witz im Gespräch, war er in Gesellschaft doch der bescheidenste, liebenswürdigste Mann, von jedem Spott, Hohn und Übermut der Freieste, der lieber hören,

als lehren, lieber unterrichtet werden, als unterrichten wollte.

„Aber nicht nur das Geſchwinde, Kühne und Geiſtige, nicht nur die Neigung und Achtung des Geiſtes, wo immer dieſer ihm begegnen mochte, herrſchten in ihm, ſondern auch alle feineren und zarteren Triebe, wodurch das Haus und die Geſellſchaft geſchmückt werden und wodurch der größte Held, als Menſch erſt die Krone aufgeſetzt bekommt, offenbarten ſich in anmutigen Scherzen und natürlicher Liebenswürdigkeit in ihm. Solches aber läßt ſich nicht beſchreiben. Wer den Vater unter den Kindern, den Freund unter den Freunden geſehen hat, weiß, was dieſe glücklichſte Zutat in Gneiſenau bedeutet hat.

„Arm und bedrängt war ſeine Jugend geweſen, nicht reich waren die Jahre ſeines Mannesalters. Später hat ſein König dem in den Grafenſtand Erhobenen eine bedeutende Schenkung gemacht. Er hat ſich das Glück gefallen laſſen, iſt aber, wie in ſeinem früheren Zuſtande, immer ein höherer Herr ſeines Mutes und Herzens geblieben, immer fern von jeder Hoffart und Habſucht, großmütig, hilfreich, freigebig, wie die allbelebende Sonne und Luft. Ich weiß durch die Erzählungen und Bekenntniſſe vieler ſeiner Freunde, wie gern, wie zart und wie geſchwind er immer Herz und Hand geöffnet hat, wo er Würdigen und Unglücklichen irgend helfen konnte.

„Nirgends aber erſchien die Herrſchaft über die gemeinen Bedürfniſſe und Leidenſchaften und über die Kümmerlichkeiten des gewöhnlichen Lebens in dieſem Manne glänzender als in ſeiner Haushaltung. Ich habe dieſe ſeine Haushaltung in mittelmäßigem Zuſtande in Berlin, ich habe ſie in glänzendem Zuſtande in Koblenz und Berlin geſehen. Immer war Freigebigkeit und Anmut, ſpäter Pracht und Glanz da. Er ſelbſt, der leuchtende Mittelpunkt der Geſellſchaft, voll Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, indem er alles durch Fülle

und Herrlichkeit zu erfreuen und beleben suchte, zeigte sich auch als Held bei den gewöhnlichen Genüssen; einfach und mäßig in Speise und Trank, mit wenigen Gläsern Wein zufrieden, munterte er seine Gäste zum reichsten und fröhlichsten Genuß auf und hatte es gern, wenn sie sich in voller jubelnder Freiheit der Freude hingaben.

„Alles dies, was bisher erzählt ist, hat den Menschen und Helden edel und liebenswürdig gezeigt, aber unter keinem Schilde erscheint er größer, als auf welchem die Inschrift steht: Ich dien. Wie er seinem preußischen und deutschen Vaterlande und seinem Könige gedient hat, das steht mit unauslöschlichen Zügen in den Herzen der Nochlebenden geschrieben und wird, wir hoffen es, in den deutschen Jahrbüchern auch künftighin nicht ungeschrieben bleiben."

Wir haben diesen Worten des alten Arndt nichts hinzuzusetzen.

VIII. Schluß.

Ein gottgesegnetes Menschenleben ist vor unserem geistigen Auge vorübergegangen, ein Leben, reich an Mühen und Arbeit, an Armut und Sorgen, an Entsagungen und getäuschten Hoffnungen, aber ebenso reich an Ruhm und Ehre, an Erfolg und Anerkennung. Zwischen dem barfüßigen Schildaer Gänsejungen und dem mit den höchsten Kriegsorden aller europäischen Staaten geschmückten Feldmarschall — welch ein Abstand! Und dieses glänzende Endziel der Laufbahn wurde erreicht, nicht wie von den Marschällen des ersten Kaiserreichs, von dem Bürger eines Volkes, das in revolutionärer Umwälzung begriffen, alles was hoch stand erniedrigte, alles Niedere erhöhte, sondern von einem in wohlgeordnetem, bureaukratisch regierten, jeder Abweichung aus den ge-

wohnten Geleiſen feindlich gegenüberſtehenden Staatsweſen Lebenden, es wurde erreicht von einem Manne von dunkler Herkunft und aus fremdem Lande, von einem Manne, der nicht etwa von dem Dämon eines ſkrupellos alle Hinderniſſe überwindenden Ehrgeizes beherrſcht wurde, ſondern in ſeinen Beſtrebungen und Neigungen viel eher auf friedlichen Lebensgenuß im Kreiſe ſeiner Familie, als auf den Glanz einer hohen Stellung hinzielte, einem Manne, der durch ſein ganzes Leben hindurch die Sehnſucht nach der Zurückgezogenheit des Privatlebens deutlich zu erkennen gab. Es war auch nicht Laune des Schickſals, Soldatenglück oder die erfolgreich ausgenutzte Gunſt des Augenblickes, die dieſen Mann zu den höchſten Ehren und Würden des Staates gelangen ließen, ebenſowenig wie es einflußreiche Gönner und Vorgeſetzte waren, deren wohlwollende Fürſprache ſeinen Lebensweg ebnete, nein, das, was dem in beſcheidener Hauptmannsſtellung 46 Jahre alt Gewordenen gegen das Ende ſeines Lebens noch die Pforten des Ruhmes und der Unſterblichkeit öffnete, war einzig und allein eigenes Verdienſt und Würdigkeit, das Ergebnis jahrelang geübter Pflichttreue, ununterbrochen fortgeſetzter Geiſtesarbeit und fleißigſter Studien, verbunden mit angeborener hoher Begabung. Daß es ſo war, ehrt den Mann, wie es den Staat ehrt, in dem er lebte.

Die Geſchichte Preußens und insbeſondere der preußiſchen Armee weiſt eine große Zahl von Männern auf, die, ausgerüſtet mit glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes und unterſtützt durch glückliche Umſtände, einen bedeutſamen Einfluß auf ihre Zeit und ihre Umgebung auszuüben vermochten, verhältnismäßig aber nur wenige, deren geiſtiger Einfluß ihre Lebensjahre überdauerte, die auch auf die ſpäteren Geſchlechter noch ſegensreich einzuwirken imſtande waren. Zu dieſen wenigen gehört Gneiſenau. Die großartig-kühnen Ideen, die ihn erfüllten, und deren Durchführung ihn zu ſtetem Kampfe mit einer verſtändnisloſen Umgebung nötigten, die Mittel, mit denen

er der Not der Zeit entgegentreten und dem im langsamen Hinsterben begriffenen Staate aufzuhelfen strebte, die aber dem Denken und Empfinden der meisten seiner Zeitgenossen völlig fern lagen, ihnen revolutionär, ja geradezu staatsgefährlich erschienen, sind heute allenthalben als zweckmäßig anerkannt, bilden die Grundlage unseres Staatswesens und sind in Fleisch und Blut der Nation übergegangen. Die Grundsätze, die er für die Erziehung und Ausbildung der Truppen aufstellte und die er selbst schon als Kompagniechef als einer der Ersten praktisch betätigt hatte: individuelle Ausbildung des einzelnen Mannes, Hebung des soldatischen Ehrgefühls und Selbstbewußtseins, Vermeidung entehrender körperlicher Strafen u. dgl., bilden heute den Ausgangspunkt unserer gesamten erzieherischen Tätigkeit innerhalb der Armee; die von ihm im Verein mit Scharnhorst und einigen wenigen Gleichgesinnten in der Reorganisations-Kommission angeregten organisatorischen Verbesserungen, die zu jener Zeit vielfach und auch von zweifellos patriotisch gesinnten Männern als Pläne unpraktischer Idealisten verspottet wurden, sind seit langem sämtlich durchgeführt und haben sich in den kritischsten Momenten des Staatslebens glänzend bewährt; die allgemeine Wehrpflicht, zu deren Einführung man sich selbst in den Zeiten äußerster Not nur schwer hatte entschließen können, bildet heute die von allen europäischen Staaten nachgeahmte Grundlage unserer Wehrverfassung; seine Anschauungen über Krieg und Kriegführung, identisch mit denen seines Freundes Clausewitz, sind in unsere Reglements und taktischen Lehrbücher übergegangen und halfen mit zu den Erfolgen unserer letzten Feldzüge. So weht heute noch, wohin wir blicken, Gneisenauscher Geist in unserer Armee, und Gneisenausche Grundsätze leiten bis zum heutigen Tage, ohne daß wir uns dessen bewußt sind, den Dienstbetrieb unseres Heeres.

Wie die Gneisenauschen Anschauungen bedeutungsvoll wirkten auf Organisation, Ausbildung und Führung

unserer Armee, so wurden sie auch tief eingreifend auf das Leben der Offiziere, des einzelnen, wie der Gesamtheit. Seinem unermüdlichen Wirken in Wort und Schrift war in erster Linie die Zulassung der bürgerlichen Elemente des Staates zum Offiziersstande und die Änderung der Beförderungsweise zu verdanken. Pflichttreue, Ehrenhaftigkeit, Mut und Tapferkeit hatten von jeher das preußische Offizierkorps vor anderen ausgezeichnet. Gneisenaus Einfluß aber ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich zu diesen Eigenschaften sehr bald noch: allgemeine und militär-wissenschaftliche Bildung hinzugesellte. Er selbst war vom Scheitel bis zur Sohle der Mann, der dem auf neuer Grundlage sich aufbauenden Offizierkorps als Muster und Vorbild dienen konnte. Arm und nur auf seinen kümmerlichen Gehalt angewiesen, zeigte er dem preußischen Offizier, wie es auch bei den beschränktesten Mitteln möglich ist, seine soziale Stellung zu wahren und den Pflichten des Standes nachzukommen. Er lehrte ihn, mit Ehren zu darben, sich das Überflüssige zu versagen, um für das Notwendige und Unentbehrliche die Mittel zu erlangen. Er zeigte ihm, wie vornehme Gesinnung, tadelloser Lebenswandel, treue Pflichterfüllung und gründliche Bildung eine bessere Grundlage für Erlangung der allgemeinen Hochachtung ist, als zufällige Vorzüge der Geburt und des Besitzes. Er bewies durch sein eigenes Beispiel, daß man sehr wohl fröhlich unter den Fröhlichen, Freund von Tanz, Musik und Theaterspiel, Verehrer der Damen und Anhänger jeglicher Art von Sport sein könne, ohne über den Freuden den Ernst des Lebens und die Pflichten des Berufes zu vergessen. Wie er diese letzteren auffaßte, wurde an verschiedenen Stellen näher dargelegt. Mit ganzer Kraft sich den strengen Forderungen des praktischen Dienstes hingebend, vernachlässigte er dennoch zu keiner Zeit seine theoretische Weiterbildung. Sein Interesse beschränkte sich nicht bloß auf das für seine eigene Waffe Nützliche, es erstreckte

sich auf alle Gebiete des militärischen Wissens. Er las viel, aber nicht bloß zur flüchtigen Unterhaltung, sondern suchte sich das Gelesene in anstrengender Geistesarbeit voll und ganz zu eigen zu machen. Er tat dies nicht aus Ehrgeiz und Strebertum, sondern aus wahrhaftem Interesse zur Sache und aus der innersten Überzeugung, daß die eingehende Beschäftigung mit diesen Dingen zu den unabweisbaren Pflichten eines jeden Offiziers gehöre. Nur so ist es zu erklären, daß der plötzlich von der untergeordneten Stellung eines Kompagniechefs zu den verantwortlichsten Posten der Armee Berufene sich sofort als ein auf den verschiedensten Gebieten militärischer Tätigkeit Wohlbewanderter zeigte, daß er, der einfache Infanterieoffizier, die Welt durch seinen Ideenreichtum in Erstaunen setzte.

Seiner Denkweise nach Optimist, verlor er selbst in den traurigsten Lagen nicht das Vertrauen auf eine glückliche Zukunft des preußischen Staates. Dieses Vertrauen, das aus einer idealen Weltanschauung entsprang und eine ähnliche bei dem größeren Teile des Volkes voraussetzte, verstand er auch allen denen einzuflößen, die mit ihm in Berührung kamen, einerlei, ob es Gebildete oder Ungebildete, Hoch- oder Niederstehende, Bürger oder Soldaten waren. So kann es uns nicht wundern, daß er in den Zeiten der Not der Anwalt aller wurde, daß jeder sich an ihn wandte, welcher der Hilfe oder des Rates bedurfte, daß man ihm alle Sorgen, sowohl die persönlichen, wie die des Staates, als dem zuverlässigsten Helfer, anvertraute.

Die große Zeit der Befreiungskriege zeigt ihn uns auf dem Höhepunkt seines Könnens. Es soll den Ruhm Blüchers keineswegs schmälern, wenn wir sagen, daß die eigentliche geistige Leitung der Armee von Gneisenau ausging, daß dieser der Urheber der großen operativen Gedanken war, welche die preußische Armee zum Siege führten und Napoleon den Todesstoß versetzten. Blücher

ſelbſt hat dies mit der ihm eigenen Großſinnigkeit und Neidloſigkeit anerkannt, indem er Gneiſenau „ſeinen Kopf“ nannte.

Es hat zu jener Zeit, wie auch ſpäter, nicht an perſönlichen Feinden gefehlt, welche die Verdienſte Gneiſenaus, deſſen hohes, edles Weſen alles Unwahre, Unehrliche und Gemeine von ſich ſtieß, zu ſchmälern eifrig bemüht waren. Die, welche ihn erkannt hatten, wußten, was ſeiner Einſicht, ſeiner Tatkraft und ſeiner Kühnheit zu verdanken war, wiewohl er ſelbſt in ſeiner Beſcheidenheit nie ein Wort von ſeinen Werken und Taten hören ließ.

So ſteht er vor uns, und ſo wird er weiter leben im Gedächtnis des deutſchen Volkes als einer ſeiner Größten und Beſten, die Armee aber wird ſein Andenken hochhalten, nicht bloß als ſieggekrönten Führer und gedankenreichen Organiſator, ſondern auch als glänzendes Vorbild aller militäriſchen Tugenden. Am würdigſten aber wird, wie Prinz Wilhelm von Preußen im Jahre 1831 an Clauſewitz ſchrieb, derjenige ihn ehren, der „demütig und zugleich kräftig die Bahnen betritt und darauf verbleibt, die er feſten Schrittes bis an ſein Lebensende unwandelbar verfolgt hat“.

Benutzte Literatur.

Arndt, E. M. Schriften für und an meine lieben Deutschen. Bd. III. Leipzig 1854.

Boyen, Hermann v. Erinnerungen aus dem Leben. Herausgegeben von Nippold. 3 Bde. Leipzig 1889—90.

Buchner, W. Gneisenau. Ein Lebensbild. Straßburg.

Delbrück, Hans. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. 2 Bde. Berlin 1894.

Förster, D. Friedrich. Der Feldmarschall Blücher und seine Umgebungen. Leipzig 1821.

[Franseckí.] Gneisenau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1856 und 1857.

Friederich. Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. 3 Bde. Berlin 1903—05.

Generalstab. 1806. Das preußische Offizierkorps. Berlin 1906.

Generalstab. Die Reorganisation der Preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Beihefte zum Militär-Wochenblatt. 1854—1866.

Gumtau. Die Jäger und Schützen des preußischen Heeres. Berlin 1834.

Höpfner, v. Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850.

Janson, v. Geschichte des Feldzuges 1814 in Frankreich. 2 Bde. 1903—05.

Klippel. Leben Scharnhorsts. Leipzig 1869.

Lehmann, Max. Scharnhorst. Leipzig 1886—88.

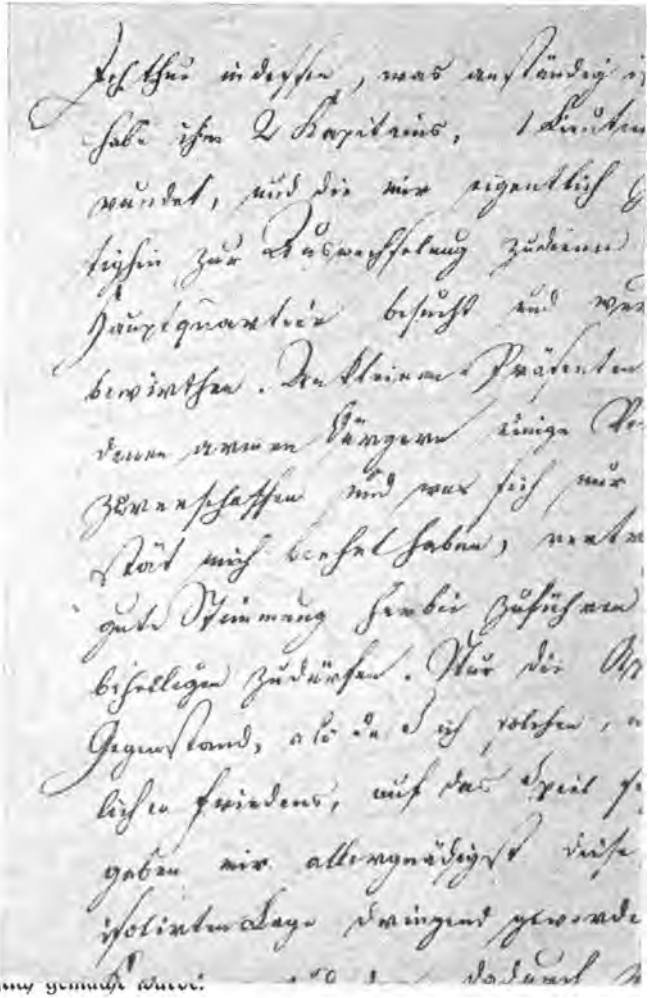
Lehmann, Max. Gneisenaus Entlassungsgesuch vom 14. Januar 1808. Histor. Zeitschr. Bd. 59.

Lehmann, Max. Gneisenaus Sendung nach Schweden und England im Jahre 1812. Histor. Zeitschr. Bd. 62.

Lettow-Vorbeck, Oskar v. Der Krieg von 1806 und 1807. 3 Bde. Berlin 1890—93.

Lettow-Vorbeck, v. Napoleons Untergang. Berlin 1904.
Ochs, v. Betrachtungen über die neuere Kriegskunst. Kassel 1821.
Oncken, Wilhelm. Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. 2 Bde. Berlin 1884—86.
Pertz. Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. Fortgesetzt von H. Delbrück. 5 Bde. Berlin 1864—1880.
Pick, Albert. Aus der Zeit der Noth 1806—1815. Berlin 1900.
Schwarz, Carl. Das Leben des Generals v. Clausewitz. 2 Bde. Berlin 1878.
Treitschke, v. Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Bd. I. Leipzig 1886.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.



Soeben erschien:

Thomas Carlyle,

Friedrich der Große. Gekürzte Ausgabe in einem Bande besorgt von Karl Linnebach. 2. Auflage. 4.—6. Tausend. Eleg. geb. Mk. 10.—

Berliner Neueste Nachrichten: ... daß Carlyles Einfluß in Deutschland an Breite und Tiefe zunimmt, ist durch diese schöne Ausgabe nahe gerückt. Deutsche Zeitung: Das Ganze ist nicht nur gerettet, sondern der deutschen Lesewelt neu geschenkt. Münchener Neueste Nachrichten: eine der schönsten biographischen Leistungen in trefflicher Ausgabe. Tägliche Rundschau: Wir haben nun bloß noch die süße Frucht vor uns.

Porfirio Diaz,

Der Schöpfer des heutigen Mexiko. Von A. Tweedie. Autorisierte Übersetzung von Bertha Saworra. Illustr. Eleg. geb. Mk. 10.—

Das farbenprächtige Lebensbild des Generals Diaz, der, aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, nach einer an Abenteuern reichen Jugend, zur höchsten Würde gelangte und nun seit fast 30 Jahren sein Land regiert, liest sich wie ein Roman. Und doch liegt nicht hierin die entscheidende Bedeutung des Buches, sondern in der segensvollen Friedenstätigkeit des Präsidenten, der aus dem Chaos heraus ein blühendes, hochkultiviertes Land geschaffen hat. Preußische Jahrbücher: ... es wäre dringend erwünscht, daß das zeitgemäße, glänzend geschriebene Buch der gründlich unterrichteten Verfasserin dem deutschen Lesepublikum durch eine Übersetzung zugänglich gemacht würde.